

ZEITGENOSSIN

Wessen Morgen ist der Morgen?



KALTE FÜSSE

KLIMAKRISE

Über die Uni-Besetzung Erde
Uni-Besetzung Brennt
als utopische Praxis (S.8)

UMGANG MIT

ASYLBEWERBER:INNEN

Warum wir keine Migrations-, sondern eine Verteilungskrise haben
(S. 14)

FEMINISMUS

Die politische Dimension eines
Spaziergangs (S. 26)

Veränderung liegt in unserer Natur



GoGreen-Studentenkonto

Hol dir jetzt unser GoGreen-Studentenkonto mit kostenloser Kontoführung und tu auch der Umwelt etwas Gutes. Für jeden Euro auf dem Konto investieren wir einen Euro in umweltfreundliche Projekte. Deshalb wurde das GoGreen-Studentenkonto auch mit dem Österreichischen Umweltzeichen ausgezeichnet.

studenten.bankaustria.at



Bank Austria
Member of **UniCredit**

Die Führung von Studentenkonten ist vorgesehen für Studierende bis zum vollendeten 30. Lebensjahr. Für Berufsanwärter:innen/Lehrlinge max. für die Dauer der Ausbildung von 3 Jahren. Studentenkonten, deren Inhaber:innen das 30. Lebensjahr vollendet haben, werden automatisch auf ein Online-Konto umgestellt. Das Österreichische Umweltzeichen wurde vom Bundesministerium für Klimaschutz, Umwelt, Energie, Mobilität, Infrastruktur und Technologie (BMK) für das "GoGreen-Studentenkonto" verliehen, weil bei den mittels dieser Giroeinlagen finanzierten Projekten neben wirtschaftlichen auch ökologische und soziale Kriterien beachtet werden. Das Umweltzeichen gewährleistet, dass diese Kriterien und deren Umsetzung geeignet sind, entsprechende Projekte auszuwählen. Dies wurde von unabhängiger Stelle geprüft. Die Auszeichnung mit dem Umweltzeichen stellt keine ökonomische Bewertung dar und lässt keine Rückschlüsse auf die künftige Wertentwicklung des Finanzprodukts zu. Diese Marketingmitteilung wurde von der UniCredit Bank Austria AG, Rothschildplatz 1, 1020 Wien, erstellt. Stand: Dezember 2022

EDITORIAL

Liebe Leser:innen!

Wer dieser Tage Nachrichten, Zeitungskommentare oder Diskussionsrunden beobachtet, wird häufig mit dem Begriff „multiple Krisen“ konfrontiert. Wir, die *zeitgenossin*-Redaktion, haben uns die Frage gestellt, wie wir mit diesem unscharfen Begriff umgehen können. Wenn vermehrt von multiplen Krisen die Rede ist, ist es Aufgabe von Medienschaffenden, durch fokussierte Fragestellungen ein Verständnis für ihre Ursprünge, Bedeutungen und Auswirkungen zu schaffen. Durch einen Blick auf konkrete Erfahrungen werden abstrakte Diskurse greifbarer.

In unserer Dezemberausgabe haben Studierende über Themen geschrieben, bei denen sie kalte Füße bekommen, über Probleme, die ihnen dringlich erscheinen. Das fehlende politische Handeln in Bezug auf die Klimakrise bewegte Aktivist:innen dazu, den größten Hörsaal am Campus der Uni Wien zu besetzen. Ein:e Mitorganisator:in erzählt von der Motivation hinter der Protestbewegung *Erde Brennt* und den Überschneidungen der Klimakrise mit den Krisen im Bildungsbereich. In einer Buchrezension geht es um die Bedrohung von Demokratien durch Rechtspopulismus und autokratische Herrscher:innen.

Ein kritischer Blick auf die jüngsten Diskussionen über den Umgang mit Asylbewerber:innen und die schlechte Versorgung zeigt auf, warum wir keine Migrations-, sondern eine Verteilungskrise haben. Anhand des Anti-Rassismus-Volksbegehrens und der Debatte rund um die Vorarlberger Brauerei *Mohrenbräu* wird Österreichs Rassismusproblem diskutiert. Die Musikindustrie sieht sich seit der massiven Nutzung von Streaming-Plattformen mit neuen Schwierigkeiten konfrontiert. Musiker:innen verdienen oft nichts mehr daran, dass ihre Musik gehört wird, die Pandemie verschärfte die Krise der Branche noch mehr. Anhand konkreter Erfahrungsberichte wird der gesellschaftliche Druck auf Mütter thematisiert und es wird gezeigt, warum Spaziergehen politisch ist. In dieser Ausgabe geht es außerdem um Armut und prekäre Lebensverhältnisse von Studierenden vor dem Hintergrund der Energiekrise und darum, wie sehr die Psyche junger Menschen in einer krisengeplagten Welt leidet. Also zieht euch warm an, denn der Winter ist da, auch wenn die Welt weiter brennt.

Eure *zeitgenossin*-Redaktion

Pünzger *Nadine* *Stem*
N. E. Ande *Paulina* *Neyer*
Mittesmayr *Mara* *Ann* *Adon*

INHALTSVERZEICHNIS

HOCHSCHULE

- 08 **VERBRANNT E RDE**
Über die Uni-Besetzung *Erde Brennt* als utopische Praxis der Gemeinsamkeit. **Bruno Sanzenbacher**
- 10 **KALTE FÜSSE, KNURRENDER MAGEN UND DER KAMPF UM SOZIALEN AUFSTIEG**
Ein Erfahrungsbericht über Wohnungssuche und Wohnsituationen einer jungen Studentin aus der Arbeiter:innen-klasse. Warum prekäre Lebensverhältnisse vererbt werden und wie man den sozialen Aufstieg trotzdem schafft. **Nadja Etinski**

GESELLSCHAFT

- 14 **WER BEKOMMT DIE KÄLTEREN FÜSSE?**
Die Debatte rund um die Verteilungskrise hat seit Langem wieder einen Höhepunkt erreicht. Was bedeutet es, wenn Geflüchtete den Winter in Zelten verbringen sollen, und wer sind diese Menschen? **BERFIN ŞİLEN**
- 16 **WIE DER RECHTSPOPULISMUS FUSS FASST**
Von Schwarz-Blau zu Türkis-Blau. Der Rechtspopulismus und enttäuschte linke Hoffnungen. **Johannes Mayer**
- 18 **WIR BRAUCHEN WOLLSOCKEN!**
Als Mutter erwartet man von der Gesellschaft ein paar Wollsocken aus Verständnis, Akzeptanz, Rückhalt und Unterstützung. Doch man gerät stattdessen mitten in ein Minenfeld. **Kseniya Schneider**
- 20 **KANN DENN (VORARLBERGER) BIER RASSISTISCH SEIN?**
Rassismus, Bier und Vorarlberg. Wie rassistisch ist Österreich? **Tobias March**

- 22 **BETROFFENHEIT STEHT NICHT NUR FÜR EINEN SAMMELBEGRIFF**
Im Studierendenleben ist heuer nichts so wie es scheint. Es ist in vielerlei Hinsicht kalt geworden. **Florentin Heim**

- 23 **DIE FÜSSE FRIEREN. DER KOPF BRENNT**
Von Kopf bis Fuß in Problemen. Krisen und ihre Auswirkungen auf die mentale Gesundheit. **Antonia Fechner**

KULTUR

- 26 **TEXT ME WHEN YOU GET HOME – DIE POLITISCHE DIMENSION EINES SPAZIERGANGS**
Empowerment durch städtisches Spaziergehen und der Wunsch, ohne Angst zu leben. **Carlotta Partzsch**

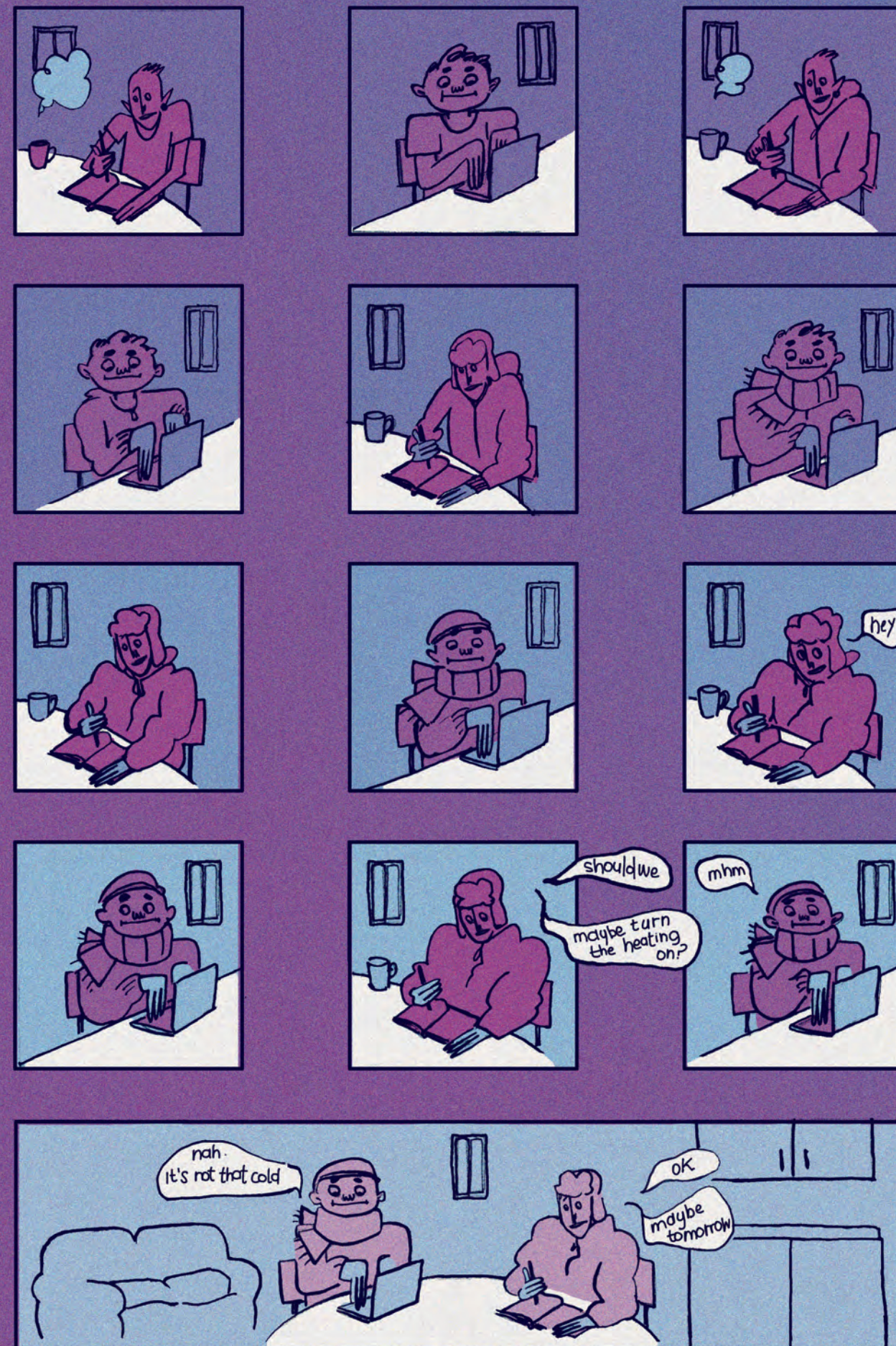
- 28 **HOW DEMOCRACIES DIE – WAS WIR JETZT VON LEVITSKY UND ZIBLATT LERNEN KÖNNEN**
Auf dem Weg in die Autokratie: Ein wichtiger Beitrag zu Donald Trumps Präsidentschaft. **Emilia Ladisich**

- 30 **DIE MUSIKINDUSTRIE IN DER KRISE**
Ein Kommentar zur prekären Lage der Musikindustrie. **Maraïke Dühr**

- 32 **GESCHICHTE EINER AUFERSTEHUNG**
Wie kann uns die Bildungsrevolution gelingen? Eine Prophezeiung. **Leonie Pürmayr**

- 34 **COMIC**
Trudi und Annelise. **Alina Köpper**

- 38 **AUSBLICK & IMPRESSUM**





Hochschule 



Anika Leodolter

VERBRANNT ERDE?

Wie die Welt ändern, wenn nicht radikal?
Und wie radikal sein, wenn nicht gemeinsam?
Über die Uni-Besetzung *Erde Brennt* als utopische Praxis der Gemeinsamkeit.

Wenn diese Ausgabe herauskommt, ist es Dezember, in den Straßen Wiens türmt sich die Weihnachtsdeko und – vielleicht noch für eines der letzten Male in unserem Leben – der Schneematsch. Und in der Uni tobt der Aufstand; oder doch ‚business as usual‘? Aber es ist nicht Dezember. Während ich das schreibe, im Philoraum im NIG, um, wie so viele dieses Semester, meiner Stromrechnung zu entkommen, ist es erst Ende Oktober, wenige Wochen vor der Uni-Besetzung, aber eben doch davor. Worüber also schreiben, was kann ich denn jetzt sagen, was nicht in wenigen Wochen schon als naive Träumerei oder grobe Fehleinschätzung enttarnt wird?

Vielleicht muss ich früher anfangen, am Anfang, als ich von einer befreundeten Person zu einem Treffen eingeladen wurde; ein Café irgendwo im achten Bezirk. Die einzige Info: *Erde Brennt*, Studierendenprotest an der Uni Wien – finally. Und dort dann, in einem großen Kreis, lauter unbekannte Gesichter, die mir über den Sommer immer bekannter werden sollten. Und mit dabei das Gefühl von Aufbruch, der naive von Hannah Arendt beschworene Anfang, dass eine andere Uni, eine andere Welt möglich ist. Vielleicht sollte ich genau darüber schreiben; wie Gemeinschaftlichkeit jedes sich im Stillen aufdrängende Gefühl der kalten Füße auffängt. Ist das kitschig? Bestimmt, aber zuweilen ist Kitsch auch richtig.

Die Coronasemester waren für mich eine echte Herausforderung. In eine neue Stadt ziehen, den Hörsaal, Studentspaces und den Campus gegen Laptop und mein Zimmer tauschen, und die konstante Sorge vor einem zweiten roten Strich auf dem Teststreifen. Ich denke, ich lehne mich nicht zu weit aus dem Fenster,

wenn ich annehme, dass es nicht nur mir so ging. Und dann mit drei Impfungen und einem neuen Frühling die Flucht zurück in die Öffentlichkeit. Endlich wird Studieren, wie es immer sein sollte. Doch so kam es nicht. Mich empfing eine chronisch unterfinanzierte Uni, mit verstaubter Lehre und so gut wie keinen Möglichkeiten für Studierende, eigene Orte und Räume für Zwischenmenschlichkeit zu gestalten. Und drumherum geht es von einer ungelösten Krise in die nächste. Eine blinde Klimapolitik, von Ignoranz geleitete Sozialpolitiken und eine eingeschlafene Uni. Lernen für ein System ohne Chancen.

Wenn ich mit einer Hoffnung an *Erde Brennt* herangehe, dann mit der, dass Gemeinsamkeit unsere Chance ist. Es braucht wieder Räume für das Utopische, nicht nur als Idee, als Spinnerei, sondern als spielerisches Erlernen, als (Er)leben von Gemeinschaft. Entfremdung, Vereinzelung und ja, auch Vereinsamung, all diese Symptome der (spät)kapitalistischen Gesellschaft verlieren im gemeinsamen Handeln, im In-Gemeinschaft-sein, zumindest mal ihre Schärfe. Und mit ihr auch die kalten Füße, die verbrannte Erde; ein anderes Leben scheint möglich, nein, wird möglich. Nur gemeinsam lassen sich die Krisen unserer Zeit überwinden.

It needs a village to raise a child. Und wenn es etwas gibt, das wir nicht gänzlich verlieren sollten, ist es das Kindsein.

Bruno Sanzenbacher
(sie/dey)
Pressesprecher*in
Erde Brennt – Uni besetzen



Wir wollen **MEHR**
als nur **PREKÄR**

Für einen bedingungslosen Sozialstaat
der Armut und Prekarität (kompromisslos) verhindert! Für die Menschen statt für den Kapitalismus!

Fairer Lohn und gute Arbeitsbedingungen für Alle!
Ob Care-Arbeit, Leiharbeit oder Scheinselbstständigkeit - jeder Mensch verdient ein Leben ohne Prekarität.

Grundrecht auf Wohnen,
sowie Essen, Gesundheit, Mobilität und Energie!

Ein akademischer Abschluss schützt vor Armut und Prekarität? Nicht!
Bildungsaufstieg entmystifizieren!

Nur hackeln, nix mitgestalten.
Gesellschaftliche und politische Teilhabe darf kein Privileg sein!

<https://oeh.univie.ac.at/prekaer>



UNI WIEN

KALTE FÜSSE, KNURRENDER MAGEN UND DER KAMPF UM SOZIALEN AUFSTIEG

Ein Erfahrungsbericht über Wohnungssuche & Wohnsituationen einer jungen Studentin aus der Arbeiter:innenklasse.

Am Anfang meines Studiums war ich überrascht davon, wie einfach es mir gelang, mein neues Leben als Studentin einzurichten. Ich zog mit einer Freundin zusammen und musste nur 200 Euro Miete zahlen, bekam Studienbeihilfe und Kindergeld und fand recht schnell eine geringfügige Anstellung. Studiengebühren waren kein Thema, alle Türen schienen offen zu stehen. Am Ende meines Studiums wohne ich alleine in einer Gemeindewohnung, muss beinahe 200 Euro nur für die vermutlich weiter steigenden Energiekosten aufbringen, zahle Studiengebühren, habe drei Nebenjobs und große Angst vor der Zukunft. Was ist passiert?

Erste WG-Erfahrungen und der Traum vom Studentinnenleben

Meine erste Miete war günstig, weil meine Freundin und ich das Glück hatten, lediglich für die Betriebskosten der Wohnung aufkommen zu müssen, die sie geerbt hatte. Als sie jedoch beschloss, Wien zu verlassen, stand ich ohne Wohnung da und wurde schnell mit der Realität konfrontiert. Weil Mieten über 400 Euro für mich keine Option waren und mein Freundeskreis sich bereits in WGs zusammengetan hatte, musste ich das erstbeste und günstigste WG-Zimmer annehmen, das ich fand. Als ich mein 7-Quadratmeter-Zimmer bewohnte, scherzte ich oft darüber, dass wahrscheinlich sogar Gefängniszellen eine höhere Quadratmeterzahl haben.¹ Trotzdem fand ich innerhalb weniger Tage einen Nachmieter, als ich endlich ein etwas größeres Zimmer nahe der Uni fand. Da ich oft bis in die Morgenstunden arbeitete, fielen Vorlesungen am Vormittag für mich grundsätzlich flach. Nach und nach begann mein Studium unter meinem Lebensstil zu leiden. Zweimal in der Woche bis spät in die Nacht zu arbeiten, der Versuch, ein Sozialleben aufrechtzuerhalten, und der Wunsch nach dem freien und romantischen Studentenleben, wie ich es mir vorgestellt hatte – all das verhinderte, dass ich mich um das Sammeln von genügend ECTS-Punkten kümmerte. Aber ich hatte noch Zeit und es würde schon wieder besser werden, dachte ich.

Das Elternhaus ist kein Hotel

Die meisten Student:innen wohnen in WGs, viele ziehen ins Studentenheim oder finden eine eigene Wohnung. Aufgrund der hohen Kosten entscheiden sich einige aber dafür, bei den Eltern zu bleiben. Die letzte Variante wird oft spöttisch als ‚Hotel Mama‘ bezeichnet, ein sexistischer Begriff, den viele als Hohn empfinden,

¹ Eine Bodenfläche von neun Quadratmetern ist die empfohlene Mindestgröße für Einzelzellen im Gefängnis.



Anna Lumaca

weil er einen Komfort unterstellt, der mit der Realität wenig zu tun hat. Nur sehr wenige Student:innen treffen freiwillig die Entscheidung, bei den Eltern zu bleiben. Diejenigen, die ich kenne, tun das entweder, weil die Wohnung groß genug ist, oder weil sie sich zuhause wirklich wohl fühlen. Diese Gruppe genießt natürlich einen gewissen Komfort. Andere sind dazu gezwungen, in ihren kleinen Kinderzimmern zu bleiben, sich um den Haushalt und vielleicht auch um ihre jüngeren Geschwister zu kümmern, während die Eltern arbeiten. Viele wohnen in zu engen und zu lauten Wohnungen, haben keine Privatsphäre und würden am liebsten ausziehen. Unter solchen Bedingungen leidet unweigerlich das Studium, auch wenn man sich zum Lernen in Bibliotheken zurückziehen kann. Wenn man sich unwohl fühlt und kein gutes Verhältnis zu den Eltern hat, leidet auch die Psyche.

Wenn die Adresse über das Schicksal bestimmt

Es gibt gute Gründe, als Student:in in der Nähe der Uni zu wohnen. Doch ausgerechnet dort sind die Wohnungspreise besonders

hoch. Wenn einem die Eltern die Miete nicht zahlen, kann man es sich kaum leisten, in Uni-Nähe zu wohnen. Wenn man arbeitet, um es sich leisten zu können, kann man kaum studieren. Wo man wohnt und wen man kennt, bestimmt über die eigene Zukunft. Jobangebote und Chancen auf Publikationen bekommt man als Student:in nur, wenn man sich intellektuell mit anderen austauscht und Beziehungen knüpft. Dafür muss man sich Zeit nehmen, die nicht in ECTS-Punkten gemessen werden kann. Wenn man bereits vor Mitternacht das Treffen mit Studienkolleg:innen verlassen muss, um die letzte Straßenbahn zu erwischen, verpasst man die Gespräche derjenigen, die bis in die Morgenstunden miteinander im Lokal sitzen, weil sie zu Fuß nachhause kommen und am nächsten Tag nicht arbeiten müssen. Bei solchen Treffen ergeben sich oft spontane Projekte oder Beziehungen, von denen jene ausgeschlossen werden, die weit draußen wohnen oder arbeiten, also Student:innen der Arbeiter:innenklasse.

Sexismus und Rassismus bei der Wohnungssuche

Bei einer meiner WG-Suchen bin ich auf ein günstiges Zimmer nur fünf Minuten von Hauptuni und Campus gestoßen und habe mich voller Hoffnung auf den Weg zur Besichtigung gemacht. Dort traf ich meinen potentiellen zukünftigen Mitbewohner. Zuerst wirkte er sehr nett, wenn auch etwas verplant, und führte mich durch die Wohnung. Dann zeigte er mir das Badezimmer, bei dem es sich eigentlich um einen kleinen, durch riesige Spanplatten abgetrennten Raum in der Küche handelte, in dem eine Dusche stand. Die Tür könne leider nicht zugesperrt werden, meinte er, aber das sei noch nie ein Problem gewesen. Dann erzählte er mir eine Anekdote über einen Freund von ihm, der einmal unabsichtlich hineinging, während seine ehemalige Mitbewohnerin gerade aus der Dusche stieg. Das sei ganz schön peinlich gewesen, lachte er. Als wir uns danach länger miteinander unterhielten, begann er plötzlich von der letzten Mitbewohnerin und ihren WG-Streitereien zu erzählen. Es gäbe Gerüchte, dass er sie vergewaltigt hätte, aber die sollte ich nicht glauben. Das war alles ein Missverständnis, versicherte er mir. Monate später fand ich bei meiner immer noch andauernden Suche die Anzeige für das WG-Zimmer wieder. Es schien eine ziemlich hohe Fluktuation zu herrschen und ich kann nur hoffen, dass keine Studentin dazu gezwungen war, dort einzuziehen. Unter Zeitdruck und mit wenig Geld muss man die erstbeste WG nehmen. Für Studentinnen in dieser Situation bedeutet das oft, dass Warnsignale ignoriert werden. Die Situation von jungen Frauen, die verzweifelt ein Zimmer suchen, wird gerne ausgenutzt und sexuelle Übergriffe

durch Mitbewohner sind keine Einzelfälle. Die Suche nach günstigen WG-Zimmern in guter Lage ist mittlerweile zu einer Castingsituation ausgeartet, bei der man sich gegen bis zu zwanzig andere Student:innen durchsetzen muss. Hier fällt die Wahl meist auf Menschen, die bereits WG-Erfahrung haben und selbstsicher auftreten. Die besten Zimmer werden genauso wie auch die besten Wohnungen unter der Hand vergeben. Man muss also jemanden kennen, um eine gute Wohnung oder ein schönes Zimmer zu bekommen. Migrant:innen, die bereits in der Schulzeit häufig diskriminiert und ausgeschlossen wurden, oder die zum Studieren in die Stadt ziehen und noch niemanden kennen, haben hier schlechtere Karten.

Der vielgelobte Wiener Gemeindebau als Rettung?

Nach vielen unterschiedlichen WGs, einer kurzen Zeit bei Mama und schließlich einer eigenen kleinen Wohnung mit Toilette am Gang, Holzofen und Wasserrohrbruch habe ich beschlossen, mich bei Wiener Wohnen anzumelden. Ich erhoffte mir eine günstige Miete und die nötige Ruhe, um mein Studium abzuschließen. Wien gilt als Vorbild für sozialen Wohnbau, aber auch hier sind Mieten und Betriebskosten deutlich gestiegen und man findet mit neuem Mietvertrag keine zentral gelegene Gemeindewohnung unter 400 Euro. Angesichts der Situation am privaten Wohnungsmarkt ist das zwar immer noch ein guter Preis, aber für Student:innen mit einem durchschnittlichen Einkommen von 860 Euro dennoch viel Geld. Weil man die Wohnung nicht untervermieten darf, kann man auch nicht einfach für ein Semester ins Ausland gehen. Dabei verschaffen Auslandsaufenthalte einen deutlichen Vorteil bei der späteren Jobsuche. Von den steigenden Energiekosten bleibt man auch in der Gemeindewohnung nicht verschont. Der diesjährige Winter wird viele Menschen vor die Wahl stellen, ob sie am Ende des Monats heizen oder essen. Von Armut betroffene Student:innen haben sich diese Frage bereits in den letzten Jahren gestellt. Was passiert nun mit denjenigen, die keine finanzielle Unterstützung von ihren Eltern erhalten und auch nicht zu ihnen ziehen können, wenn sie die Kosten nicht alleine stemmen können? Ich werde dieses Semester mein Studium abschließen – werden andere ihres abrechnen müssen?

Schlechte Wohnbedingungen und prekäre Lebensverhältnisse haben körperliche Auswirkungen. Sie werden spürbar, wenn die Füße kalt werden, der Magen knurrt und man krank wird. Sie haben aber auch negative soziale und psychische Folgen. Nach einer Studie geht es mehr als der Hälfte der Studierenden in Deutschland und Österreich psychisch schlecht.² Dass dahinter oft prekäre Lebensverhältnisse stecken, wird zu wenig thematisiert. Studentische Armut wird immer noch romantisiert, aber wie romantisch sind eine kalte Wohnung, Hunger oder psychische Krankheiten? Solange prekäre Lebensverhältnisse von Studierenden gesellschaftlich akzeptiert werden, erübrigt sich die Frage, warum Bildung weiterhin vererbt wird und kaum jemand den sozialen Aufstieg schafft. Für diesen reicht harte Arbeit und Zähne-Zusammenbeißen nicht, es braucht Unterstützung, die über gute soziale Kontakte und eine Menge Glück hinausgeht.

Nadja Etinski

² Studie zeigt: Jeder*in zweiten Studierenden geht es psychisch schlecht. OTS-Presseaussendung vom 20.01.22. URL: <https://tinyurl.com/2yx4cxee> (Letzter Zugriff: 29.10.22).





Gesellschaft 

WER BEKOMMT DIE KÄLTEREN FÜSSE?

In Kärnten, Tirol, Oberösterreich und Vorarlberg wurden für die Unterbringung von Asylbewerber*innen Zelte aufgestellt. Die Debatte rund um die Verteilungskrise hat seit Langem wieder einen Höhepunkt erreicht. Was bedeutet es, wenn Geflüchtete den Winter in Zelten verbringen sollen, und wer sind diese Menschen?

Iryna H. ist im März 2022 mit ihrer Mutter, ihrem Mann und ihrem 5-jährigen Sohn aus Charkiw nach Wien gekommen. Ihre Erfahrungen mit der österreichischen Bürokratie beschreibt sie als langwierig: „Wir haben uns Anfang März im Austria Center gemeldet. Uns wurde gesagt, dass wir irgendwann angerufen werden, um uns zu registrieren. Wir haben einen Monat gewartet. Das war wirklich sehr schwerfällig. Zumal wir hier keine Verwandten oder Freunde hatten.“ Die meisten Ukrainer*innen wurden zu Beginn privat untergebracht, das heißt Menschen aus der Zivilgesellschaft gaben leerstehende Unterkunft für Geflüchtete aus der Ukraine frei oder sie suchten sich eine Wohnung auf dem freien Wohnungsmarkt. In Wien belaufen sich die Zahlen auf circa 19.000 Ukrainer*innen. Im Gegensatz dazu sind nur 2.000 Ukrainer*innen in organisierten Wohnungen oder Zimmern untergebracht. Auch in Irynas Fall war es eine Familie, die sie aufgenommen und ohne Miete bei sich wohnen hat lassen: „Ich bin wirklich sehr dankbar, dass wir so ein Glück hatten. In der Zeit, in der wir auf die Grundversorgung und Registration gewartet haben, haben sie uns sehr geholfen.“ Iryna und ihre Familie bekommen den Anruf zur Registration Ende März. Ihre erste Auszahlung der Grundversorgung erhalten sie erst im Mai. Ganze zwei Monate musste sich die Familie selbst über Wasser halten. Was für Menschen mit finanziellen Rücklagen kein Problem darstellt, kann für andere existenzbedrohend sein.

Bürokratie oder eine Frage des Glücks?

Nach langem bürokratischem Aufwand bekommen Iryna H. und ihre Familie mittlerweile den Mietzuschuss der Caritas für eine vergünstigte Wohnung, die sie über Kontakte der Familie, bei der sie aufgenommen wurden, gefunden haben. Gemeinsam mit der Familienbeihilfe und Einkäufen im Sozialmarkt kommen sie über die Runden: „Jedoch hat der Sozialmarkt aufgrund der Inflation nun auch die Preise erhöht und das Ticket der Wiener Linien ist ab November nicht mehr gratis“, bringt Iryna H. an.

Vor dem Sommer hat die österreichische Regierung beschlossen, dass Ukrainer*innen die Familienbeihilfe ausgezahlt werden soll. Denn laut EU-Recht gelten Ukrainer*innen als Vertriebene mit befristetem Bleiberecht. Als solche hatten sie zuvor keinen Anspruch auf Familienbeihilfe.

Tanja Maier begann im April als freiwillige Übersetzerin für Erstankömmlinge aus der Ukraine am Hauptbahnhof zu arbeiten. Mit ihrer Aktion „Cards for Ukraine“, in der sie unbürokratisch Ho-

fer-Gutscheine über 50 Euro an ukrainische Geflüchtete verteilt, hat sie sich seitdem in aktivistische Strukturen eingearbeitet und steht in engem Austausch mit Ukrainer*innen. „Ich habe damals vielen Leuten geholfen, den Antrag für die Familienbeihilfe zu stellen – und was ist seitdem passiert? Nur circa 7 Prozent haben sie tatsächlich erhalten“, berichtet sie. „Es ist oftmals eine Frage des Glücks, wer den Mietzuschuss oder eine zusätzliche Familienbeihilfe ausgezahlt bekommt.“

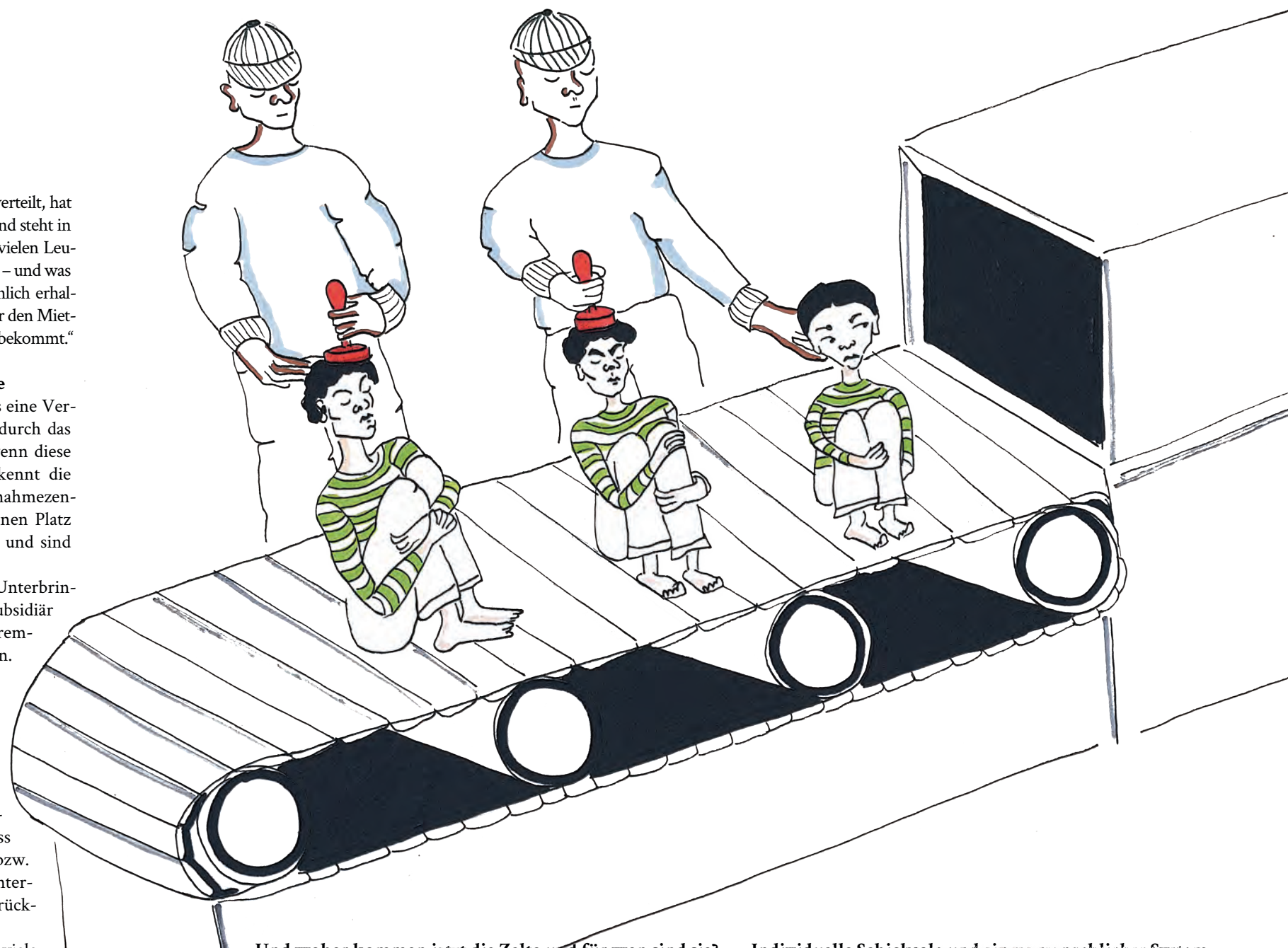
Keine Migrations-, sondern eine Verteilungskrise

Die Fluchtgeschichte von Iryna H. zeigt auf, dass es eine Verkettung von glücklichen Zufällen braucht, um nicht durch das durchlässige System in Österreichs zu fallen. Was, wenn diese glückliche Verkettung nicht eintritt? Tanja Maier kennt die andere Seite: „Viele Menschen kommen zum Erstaufnahmezentrum im Stadion und ihnen wird gesagt, es gäbe keinen Platz mehr. Dann werden sie von da nach dort vermittelt und sind eigentlich auf sich allein gestellt.“

Die Grundversorgung soll eine angemessene Unterbringung und Unterstützung von Asylbewerber*innen, subsidiär Schutzberechtigten und sogenannten „sonstigen Fremden“, zu der auch Ukrainer*innen zählen, sicherstellen. Derzeit befinden sich rund 90.000 Personen in der Grundversorgung, darunter fallen Asylbewerber*innen genauso wie Vertriebene aus der Ukraine, die mit 56.000 Personen den größten Teil ausmachen. Laut Tanja Maier ist das Grundversorgungssystem jedoch rettungslos überlastet. Bis auf Wien und das Burgenland erfüllt keines der Bundesländer die vorgesehene Quote der Unterbringung. Das Problem ist, dass Privatquartiere mittlerweile zur Mangelware werden bzw. viele Ukrainer*innen, die oft nur temporär privat untergebracht waren, nun auf organisierte Unterkünfte zurückgreifen müssen.

Die steigenden Energiepreise führen dazu, dass sich viele private Quartiergeber*innen die Unterbringung von Geflüchteten nicht mehr leisten können. Ähnlich sieht es auch bei den organisierten Unterkünften aus. Diesen fallen zwar in den Zuständigkeitsbereich von Bund und Ländern, jedoch gehören die Unterkünfte privaten Vermieter*innen, die entscheiden können, ob und wen sie aufnehmen wollen.

Die Regierung führt das Problem auf die steigenden Asylanträge zurück, was jedoch nur bedingt stimmt: „Das System ist überfordert, weil die Bundesländer ihrer Verantwortung nicht nachkommen“, kritisiert Tanja Maier. Somit handelt es sich nicht um eine Migrations-, sondern um eine Verteilungskrise. Was zudem sichtbar wird, ist das Problem des Föderalismus: Der Bund kann die Länder nicht zwingen, ihr Budget in Asylfragen zu erhöhen. Laut Tanja Maier stelle der Bund allerdings genauso wenig finanzielle Mittel zur Verfügung, um die strukturellen Probleme wirklich zu lösen: „Jeder zeigt mit dem Finger auf den anderen.“



Und woher kommen jetzt die Zelte und für wen sind sie?

Seit Mitte Oktober wurden in Kärnten, Tirol, Oberösterreich und Vorarlberg Zelte für Asylbewerber*innen aufgestellt, wovon manche nach großem Protest wieder abgebaut wurden. Jedoch könnte man diese als Symbolbild der Verteilungskrise interpretieren:

Das Grundversorgungssystem wurde eigentlich für Menschen konzipiert, die sich in einem laufenden Asylverfahren befinden. Tanja Maiers Meinung nach auch, „um Menschen davon abzuhalten, hierher zu kommen.“ Die Verdienstgrenze liegt bei 110 Euro plus 80 Euro pro Kind, sonst verliert man die Unterkunft. „So gesehen befinden sich Ukrainer*innen eigentlich im falschen System“, so Tanja Maier. Dies führe zu der besagten Überlastung.

Das föderalistische Dilemma und die privatisierten Unterkünfte führen zudem dazu, dass Vermieter*innen die Unterbringung zu eigenen, oftmals rassistischen Konditionen durchsetzen können. Denn wer in den Zelten schläft, sind keine Ukrainer*innen, sondern junge Männer aus Syrien, Afghanistan und Indien.

Individuelle Schicksale und ein unmenschliches System

Die Unfähigkeit der österreichischen Regierung, auf die Verteilungskrise zu reagieren oder überhaupt erst reagieren zu wollen, ist ein klares Zeichen gegen Menschen, die in diesem Land ankommen möchten. Sie werden durch ein System in Kategorien der „Armen“ und „Schwachen“ gesteckt. Wie soll man es aus diesem System herauschaffen, wenn die Bedingungen fehlen? Wie soll man sich die Individualität des eigenen Schicksals wahren, wenn man gezwungen wird, den Winter in Zelten zu verbringen?

Eine Frage lautet also, wer diesen Winter kältere Füße bekommen wird. Eine andere, wer sie bereits hat.

Berfin Silen



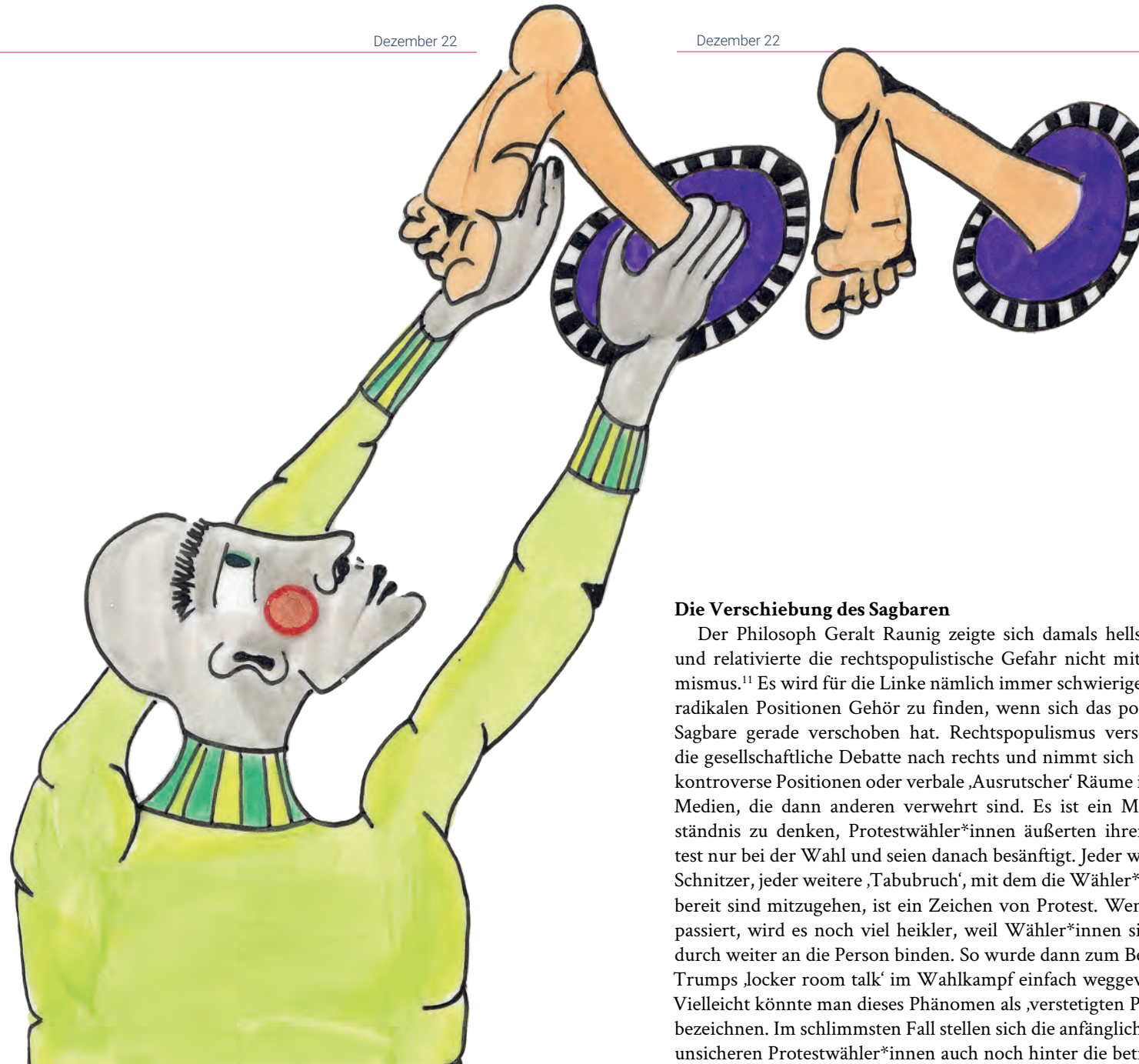
WIE DER RECHTS-POPULISMUS FUSS FASST

Wie Österreich ein trauriger Vorreiter wurde. Warum Farben nicht egal sind. Wie der Rechtspopulismus wirkt, und was man dagegen machen kann.

Wenn man in Wien einen Artikel über Rechtspopulismus vor sich liegen hat, denkt man sofort an die türkis-blaue Regierung. Die Regierung, die sich mit Koks und Korruption, Ibiza und In-seraten verewigt hat. Die die Tür zum Kanzleramt zur ‚Drehtür‘ werden ließ und bei der sich so mancher Artikel, den man darüber liest, anfühlt wie ein Krimi. Aber um zu verstehen, wie es dazu kam, um den Rechtspopulismus in Österreich und einige seiner zersetzenden Wirkweisen im Allgemeinen zu verstehen, muss man meiner Meinung nach früher anfangen: bei der ersten schwarz-blauen Koalition 2000–2007.

Auch einige bekannte Namen interessierten sich zu der Zeit für den Erfolg der FPÖ in Österreich, der im damaligen Europa noch außergewöhnlich war. Aber neben dem europäischen Aufschrei, der viele Staaten zu einer vorübergehenden Isolation Österreichs bewegt hatte,¹ fand sich auch eine optimistische Position in der öffentlichen Diskussion: Die Hoffnung, dieses Ereignis könnte die demokratische, kritische, linke Öffentlichkeit einen und zu einem tragfähigen politischen Gegenprojekt führen.² Diese Hoffnung hegten Teile der Linken übrigens auch bei Trumps Wahlkampf³ und wurde hier genauso enttäuscht. Der Erfolg der FPÖ⁴ führte zu einem Rechtsruck, einer Verrohung des politischen Klimas, und ließ das sonst eher behäbige Österreich eine (zweifelhafte) Vorreiterrolle in Europa einnehmen: Der Rechtspopulismus sollte danach immer mehr zum Dauerthema werden. Ein Versuch, diese Entwicklung zu verstehen, zu verstehen, wieso die beschriebenen Hoffnungen sich als falsch herausgestellt haben, kann ermöglichen, Rechtspopulismus besser bekämpfen zu können.

Ein Erklärungsversuch führt die Begeisterung der Protestwähler*innen für die FPÖ darauf zurück, dass SPÖ und ÖVP



Anika Leodolter

sich immer weiter angenähert haben und nur noch mit anderen Wertvorstellungen dieselben wirtschaftlichen Vorschläge begründeten.⁵ Dieser Zustand wird, je nachdem, was betont werden soll, auch post-politisch⁶ oder post-demokratisch⁷ genannt, womit verdeutlicht werden soll, welche Folgen dieser vermeintliche Konsens hat. Das Driften der SPÖ zur neoliberalen Mitte, womit sie die Arbeiterklasse (oder was noch davon übrig war) im Stich ließ,⁸ ließ vor allem auch frühere Wähler*innen aus diesem Milieu abgehängt, nicht-repräsentiert und politikverdrossen zurück. Dieses Gefühl mangelnder politischer Alternativen jenseits der großen Koalition erlaubte dann der FPÖ mit populistischen, nur auf Opposition ausgelegten Forderungen Stimmung zu machen.⁹ Die Konservativen vermischten dieses Bedürfnis nach ‚frischem Wind‘ dann noch mit einem „Ach, was soll schon sein, so schlimm sind die bestimmt nicht“ und holten sich die Rechten in die Regierung.¹⁰

5 Žižek, Slavoj: Warum lieben wir es alle, Haider zu hassen?, in: Stoller, Philosophie in Aktion, S. 136–141.
6 Mouffe: Right-wing populism.
7 Mouffe, Chantal: Für einen linken Populismus, Berlin 2018.
8 Bourdieu: Österreich als Vorreiter und Mouffe: Right-wing populism.
9 Pelinka, Anton: Der Preis der Salonfähigkeit. Österreichs Rechtsextremismus im internationalen Vergleich, URL: shorturl.at/InjP7 (Zuletzt aufgerufen 21.10.22).
10 Raunig, Gerald: Süßstoffland ist abgebrannt. Österreich in Zeiten des Zuckers, in: Stoller, Philosophie in Aktion, S. 141–149.

Die Verschiebung des Sagbaren

Der Philosoph Geralt Raunig zeigte sich damals hellsichtig und relativierte die rechtspopulistische Gefahr nicht mit Optimismus.¹¹ Es wird für die Linke nämlich immer schwieriger, mit radikalen Positionen Gehör zu finden, wenn sich das politisch Sagbare gerade verschoben hat. Rechtspopulismus verschiebt die gesellschaftliche Debatte nach rechts und nimmt sich durch kontroverse Positionen oder verbale ‚Ausrutscher‘ Räume in den Medien, die dann anderen verwehrt sind. Es ist ein Missverständnis zu denken, Protestwähler*innen äußerten ihren Protest nur bei der Wahl und seien danach besänftigt. Jeder weitere Schnitzer, jeder weitere ‚Tabubruch‘, mit dem die Wähler*innen bereit sind mitzugehen, ist ein Zeichen von Protest. Wenn das passiert, wird es noch viel heikler, weil Wähler*innen sich dadurch weiter an die Person binden. So wurde dann zum Beispiel Trumps ‚locker room talk‘ im Wahlkampf einfach weggewischt. Vielleicht könnte man dieses Phänomen als ‚verstetigten Protest‘ bezeichnen. Im schlimmsten Fall stellen sich die anfänglich noch unsicheren Protestwähler*innen auch noch hinter die betreffende Person, weil weder ihr Protest noch ‚ihre‘ Kandidat*innen ernst genommen wurden und sie dem Establishment und der von Anfang an ‚feindlichen‘ Presse misstrauen.

Rechtspopulist*innen haben sich häufig sehr fähig darin gezeigt, genau das zu erreichen. Aus Selbstschutz greifen sie kritische Medien an oder nutzen Empörungswellen, um Aufmerksamkeit für sich zu generieren. Damit beachten sie leider intuitiv Gramscis Erkenntnis, dass eine Politik, um relevant zu werden, um hegemonial zu werden, auf staatlicher und zivilgesellschaftlicher Ebene vorgehen muss.¹² Dies tun Rechtspopulist*innen, indem sie Institutionen wie Medien oder staatliche Gremien so lange bekämpfen und delegitimieren, bis sie selbst in diesen Gremien sitzen oder positive Berichterstattung kaufen können und dann diese Macht freudig zu ihren eigenen Gunsten ausüben. Umgekehrt wirken rechtsextreme Teile der Zivilgesellschaft wiederum in die FPÖ hinein.¹³ Die Verschiebung des Sagbaren (zum Beispiel, wenn Ankerzentren in ‚Ausreisezentren‘ umbenannt werden) führt zur Verrohung der Diskussion. Skandale,

11 Süßstoffland.
12 Opratko, Benjamin: Hegemonie: politische Theorie nach Antonio Gramsci, Münster 2014.
13 Pelinka: Preis der Salonfähigkeit.

Fehltritte und verbale ‚Ausrutscher‘ sind so häufig, dass die Öffentlichkeit skandalmüde wird. Wer letztlich die drei Bier bestellt hat, vor einem Untersuchungsausschuss gelogen hat oder korrupt war, gerät in Vergessenheit.

Überall Rechtspopulismus

Die Hoffnung, die FPÖ durch Regierungsbeteiligung zu entzaubern, wurde auch nicht wirklich erfüllt. Auch wenn die Freiheitlichen danach längere Zeit an Stimmen verloren,¹⁴ war ihr eigentlicher Erfolg von Anfang an nicht nur an ihren Wahlergebnissen zu messen. Wie so oft rückte die konservative Partei der politischen Mitte nach rechts, um Stimmen zurückzugewinnen. In einem Versuch, den Rechtspopulismus zu bekämpfen, hat die ÖVP immer mehr Positionen der FPÖ angenommen, immer mehr ihrer Forderungen implementiert.¹⁵ Spätestens unter der Führung von Sebastian Kurz wurden nicht mehr nur einzelne Positionen, sondern gleich der Rechtspopulismus als Ganzes übernommen.¹⁶ Aus Schwarz wurde Türkis. Geralt Raunig erahnte diese Entwicklung bereits 2000.¹⁷ Man kriegt in Österreich immer Zucker zur Melange, auch wenn man Süßstoff bestellt, statt wie in den USA zwischen zwei Süßstoffpackerln, die eigentlich gleich ungesund sind (einem roten und einem schwarzen), auswählen zu können. Diese Metapher soll verdeutlichen, dass man im Post-Politischen immerhin noch eine kleine Wahl hatte. Denn seit aus Schwarz Türkis geworden ist, gibt es auch in der Politik keine Wahl mehr. Man bekommt nur noch Zucker – bläulichen oder bräunlichen Zucker.

Wir brauchen eine echte linke Alternative, bei der widersprüchliche Interessen benannt werden, ohne zu moralisieren. Eine Politik, die die wirtschaftlichen Interessen der Armutsgefährdeten beachtet und politische Fragen politisch lösen will. Eine Alternative, die sich parteipolitisch und zivilgesellschaftlich formiert und so das Sag- und Machbare nach links verschiebt. Es muss wieder nach klaren Konfliktlinien argumentiert werden. Wer bitte trinkt gesüßten Kaffee in unserer feinherben Zeit?

Johannes Mayer

1 Mouffe, Chantal: The end of politics and the challenge of right-wing populism, in: Francisco Panizza (Hg.), Populism and the mirror of democracy, London 2005, S. 50–71.
2 Bourdieu, Pierre: Für ein Österreich als Vorreiter des sozialen Europas, in: Stoller, S. (Hg.), Philosophie in Aktion: Demokratie, Rassismus, Österreich, Wien 2000, S. 123–128.
3 Goldberg, Michelle: Leftists for Trump: What Is to Be Done About These Insufferable Nihilists?, URL: shorturl.at/uyDGI (Zugriff: 20.10.2022).
4 Die FPÖ weist viele rechtsextreme Züge auf, steht in direkter Kontinuität mit deutschnationalen Strömungen und dem dritten Reich und hat sowohl personell als auch ideologisch Überschneidungen mit der extremen Rechten (s. z. B. Pelinka). In diesem Artikel wird ausschließlich ihr Rechtspopulismus analysiert, dies soll jedoch nicht verharmlosen.





Anika Leodolter

WIR BRAUCHEN WOLLSOCKEN!

Ich bin eine Frau*, Studentin, Arbeitgeberin, Autorin, Freundin, Künstlerin, Ehefrau* und seit fast einem Jahr bin ich auch Mutter. In dieser Zeit habe ich einen wundervoll kuscheligen und umsorgten Kokon für meine kleine Familie gebaut. Und nun ist es langsam an der Zeit, diesen zu verlassen und mein neues ICH der Außenwelt zu präsentieren. Aber ich habe kalte Füße.

Ich werde aus meinem Kokon auf keinen Fall so elegant wie ein Schmetterling entfliehen können, dafür gibt es zu viele Stolpersteine auf meiner Startposition. Manche wurden von mir selbst dort platziert, andere wurden von der Gesellschaft und dem System erschaffen.

Meinen ersten wichtigen Termin an der Universität habe ich absagen müssen, da ich meinen Sohn in der Früh einfach nicht verlassen konnte. Auf dem Weg zum zweiten Treffen hatte ich das Gefühl, ein Stück Drahtseil verschluckt zu haben. Auf diesen seelischen Tren-

nungsschmerz war ich nicht vorbereitet gewesen. Meine Gedanken waren wirr, ich konnte mich auf rein gar nichts konzentrieren und war bereit, sofort loszuheulen. Aber ich musste seriös und selbstsicher überkommen und keine Schwäche zeigen, denn das will keiner sehen/hören/wissen. An meinem ersten Tag nach der Karenz wurde von mir volle Leistung und Konzentration erwartet. Doch meine Gedanken hatten Lust auf eine Karussellfahrt. Als ich wieder zuhause ankam, war ich emotional ausgesaugt und erschöpft. Und das darf ich nur zuhause sein!

Man darf sich als Mutter nicht so benehmen, als hätte man Kinder. Man muss arbeiten, als hätte man keine zusätzlichen Verpflichtungen zuhause. Man muss aussehen, als wäre man nie schwanger gewesen und würde genügend Schlaf bekommen. Man muss immer und überall präsent sein. Man muss funktionieren, leisten und abliefern. Und, bitte, das Lächeln nicht vergessen!

Als Mutter erwartet man von der Gesellschaft ein paar Wollsocken aus Verständnis, Akzeptanz, Rückhalt und Unterstützung. Doch man gerät stattdessen mitten in ein Minenfeld. Jeder Schritt, egal in welche Richtung, führt zu einer anderen Explosion an Verachtung, Vorwürfen, Ratschlägen, Bewertung und Verurteilung. Dein privates und intimes Muttersein wird plötzlich zu einer gesellschaftlichen Diskussion. Alle sehen sich verpflichtet, dich mit gutgemeinten Ratschlägen zu bombardieren. Man wird nicht mehr als eigenständige Persönlichkeit betrachtet. Deine Weiblichkeit, Sexualität, Identität, Interessen und Hobbys gehen verloren. Man wird nur noch als Mutter beobachtet, bewertet und für jede Entscheidung kritisiert. Dieser Druck, der auf Mütter ausgeübt wird, ist tief in unseren gesellschaftlichen Strukturen und der Politik verankert. Frauen*, die zu früh arbeiten gehen und das Kind im Kindergarten abgeben, werden als ‚Rabenmütter‘ bezeichnet. Mütter, die zuhause bleiben, werden als ‚Opfer des Patriarchats‘ abgestempelt. Doch keiner spricht über die Umstände, welche die Frauen* dazu bringen, den einen oder den anderen Weg zu gehen. Keiner spricht über das niedrige Karenzgeld, die Pensionsvorsorge, zu hohe Kinderbetreuungskosten, körperliche und psychische Belastungen, Altersarmut bei Frauen* und gesellschaftlichen Druck, der auf den beiden Wegen ein ständiger Begleiter ist. Gegen dieses System kann man als Mutter nur verlieren – finanziell, körperlich oder psychisch. Wenn man versucht, Widerstand zu leisten und sich dagegen zu wehren, wird man auf einer dieser drei Ebenen gebrochen.

Wenn ich an meinen Wiedereinstieg in die Lohnarbeit, die Fortsetzung meiner Ausbildung, meine Präsenz im Sozial- und Familienleben denke, bekomme ich Panik. Wie soll ich alle diese Mikrowelten miteinander vereinbaren, ohne darin selbst verloren zu gehen? Man hat schließlich auch Erwartungen an sich selbst, eigene Vorsätze und Zielsetzungen, welche teilweise durch alteingesessene Denkweisen geprägt wurden. Ich frage mich oft, ob mein Wunsch nach einer Familie nur ein Produkt der jahrelangen Gehirnwäsche der Gesellschaft war. Wurde mir mein Kinderwunsch eingeredet, oder habe ich mich freiwillig dazu entschieden? War das dieselbe Propaganda, die mir eingetrichtert hat, dass Frauen* den Haushalt gerne machen müssen und für die Idylle zuhause verantwortlich sind? Diese generationenübergreifenden Gedankengänge sind in unseren Köpfen, in Kultur und Gesellschaft tief verankert.

Der heutige Kapitalismus und die Geschlechterrollen-Aufteilung machen es den Frauen* unmöglich, diesen Leistungsdruck zu ertragen. In diesem System kann man als Frau* und Mutter nicht mithalten, ohne darin zu zerbrechen.

Man steht also mit eiskalten Füßen mitten im Minenfeld. Man hat Angst, Wut, Trauer und Verzweiflung. Man spielt gegen das System. Egal für welchen Schritt und in welche Richtung man sich entscheidet zu gehen, wird man verlieren. Man spielt gegen ein System, welches von alten weißen Männern für alte weiße Männer gemacht wurde. Darin hat die Familie an sich, egal in welcher Konstellation, keinen Platz. Es wird meistens von einer konservativ aufgestellten Kleinfamilie gesprochen. Aber wie ist es für alleinerziehende Eltern? Eltern von mehr als zwei Kindern? Eltern, die ihr Kind pflegen müssen? Eltern, die selbst Pflege benötigen? Eltern, die am Ende ihrer Kräfte sind? Eltern, die den Urlaub für die Krankheitsplagen aus dem Kindergarten aufbrauchen? Eltern, die sich einen Schulausflug nicht leisten können? Eltern, die keine Kinder gebären können? Eltern, die ihr Kind verloren haben? Warum hat so etwas grundlegend Wichtiges wie eine Familie einfach keinen Platz in unserem System? Warum sind wir nie ehrlich darüber, wie schwierig eine Elternschaft ist? Warum schämen wir uns für unsere Probleme? Warum müssen wir uns vor der Gesellschaft für unsere Erschöpfung rechtfertigen?

Solange wir nur erschöpft vor uns hin stampfen, wird sich nichts verändern. Wir müssen laut sein, uns mehr Raum nehmen, präsent und mutig sein! Unsere Vielfalt zeigen. Unsere Bedürfnisse, Meinungen und Wünsche äußern, damit die zukünftigen Generationen es leichter haben. Dieses realitätsferne System, welches auf Kapitalismus und Patriarchat basiert, muss geändert werden! Wir brauchen eine Revolution des veralteten Systems, in dem die Problematiken der Elternschaft nicht wahrgenommen oder verstanden werden. Die Politik sollte familien- und kinderorientierter werden. Man benötigt neue Karenzzeitlösungen, eine Erhöhung der finanziellen Unterstützung, neue Reformen und Angebote in der Kinderbetreuung und im Schulsystem, Akzeptanz der Vielfalt der Familienkonstellationen auf politischer und gesellschaftlicher Ebene, ein Verständnis der Komplexität eines Familienlebens und natürlich keine gesellschaftlichen Vorurteile.

Aber solange stehe ich hier. Mitten im Minenfeld. Die Blicke sind auf mich gerichtet und da kommen schon die nächsten gutgemeinten ‚Ratschläge‘ angeflogen. Ich habe Panik, mein Blut erstarrt und meine Füße werden eisig. Ich bin eine Frau*, ich bin eine Studentin, Arbeitgeberin, Autorin, Freundin, Ehefrau*. Ich bin eine Mutter und ich habe kalte Füße. Ich brauche ein Paar Wollsocken!

Kseniya Schneider



KANN DENN (VORARLBERGER) BIER RASSISTISCH SEIN?

Ohne die Energiekrise, den Ukrainekrieg, Prekarität bei Student*innen und Alleinerzieher*innen, Pandemie, Obdachlosigkeit und die Klimakrise schmälern zu wollen, darf Rassismus nicht vergessen werden.

Die Politik hat kalte Füße davor, Entscheidungen zum Wohle der Gesamtgesellschaft und zum Wohle der Menschlichkeit in Österreich zu fällen, da diese manchen Wählergruppen nicht gefallen könnten. Vielleicht kommt einigen die Häufung der Krisen gerade recht, um andere Themen schnell vergessen zu können. Wir haben zum Beispiel schon wieder vergessen, dass erst kürzlich, am 26.09.2022, das Anti-Rassismus-Volksbegehren eine große Niederlage erlitt. Die wichtige Hürde von 100.000 Stimmen wurde verpasst,¹ während das Volksbegehren *Recht auf uneingeschränkte Bargeldzahlung* 530.938 Menschen in die Gemeinde- und Bezirksämter trieb. An diesem Montag schafften sechs von sieben Volksbegehren diese Hürde, um im Nationalrat behandelt zu werden. Darunter sogar Impfkritik und Verschwörungstheorien verbreitende Volksbegehren! Österreich hat ein gravierendes Problem mit Rassismus.

Wenn man Vorarlberg betrachtet, wird dieser Eindruck gefestigt. Die *Mohrenbrauerei*, ein Bierproduzent aus dem westlichsten Bundesland, macht bewusst mit Rassismus Werbung und Geschäft. Die Bierbrauerei hat sich auch schon einige Male erfolgreich gegen Proteste und Debatten rund um die Änderung des Namens oder des Logos gewehrt. 2012, 2014 und im Sommer 2020 kochte die Rassismusdebatte in und um Vorarlberg hoch und erhitze die Gemüter. Die Rassismus negierende Haltung im Jahr 2020 begründete die Unternehmensleitung damit, dass Kritik vor allem außerhalb von Vorarlberg komme.²

Das Logo sei 220 Jahre alt und Teil des Vorarlberger Kulturkreises.³ Es sei kein Zeichen von Rassismus, sondern der Kopf stehe für Akzeptanz und solle ein verbindendes Element sein, so

Mohrenbrauerei-Geschäftsführer Thomas Pachole.⁴ Das Logo sei nur einem Familienwappen, das den heiligen Mauritius zeige, nachempfunden.⁵ Diesem Argument kann man nur Scheinheiligkeit unterstellen, denn welcher (andere) Heilige wurde und wird so porträtiert?

„*Mohrenbräu* [verbreitet] mit seinem Logo, das den Kopf eines Afrikaners mit wulstigen Lippen und krausen Haaren zeigt, rassistische Stereotype“,⁶ merkte Simon Inou, ein Journalist mit afrikanischen Wurzeln, schon 2014 im Interview mit der *Wiener Zeitung* an.

Dass sich viele Menschen in und um Vorarlberg durch so ein Logo schon lange gestört fühlen, wurde und wird von der Geschäftsführung der Brauerei gekonnt ignoriert. Sowohl Kritiker als auch Befürworter des Logos hätten Äußerungen getätigt, die den Werten des Unternehmens zutiefst widersprechen: „Weder lassen wir uns Rassismus unterstellen, noch lassen wir uns von Menschen mit ausländerfeindlicher Haltung vereinnahmen“, so die Reaktion in einem offenen Brief.⁷

Was das Management der Brauerei jedoch nicht verstanden hat oder nicht verstehen wollte, ist, dass Rassismus keine Position ist, die man nun vertreten kann oder nicht. Dass man gegenüber Rassismus nicht neutral sein sollte und neutral sein kann. Anstatt angebrachte Kritik ernst zu nehmen, sich mit Rassismustheorie aktiv zu beschäftigen und selbstreflexiv zu agieren, wurden alle Rassismusvorwürfe als unbegründet und als Kritik am Unternehmen verstanden. Um Kritiker*innen und Medien zu beruhigen, wurde ein firmeninterner Überprüfungs-Arbeitskreis eingerichtet. Nach einer langen Diskussion – um die Gemüter abzukühlen und auf Ablenkung und andere Themen in der öffentlichen Wahrnehmung hoffend – wurde entschieden: „Schwulstige Lippen, stupsige Nase und der etwas gebeugte Halsansatz verschwinden aus der Darstellung.“⁸ Der dunkle Kopf bleibt – nun scheinbar nicht mehr rassistisch?

In diesem Kontext wurden Stimmen von Politiker*innen schmerzlich vermisst. Keine*r wollte sich die Finger am scheinbar strittigen Thema Rassismus verbrennen. „Mehr als 6.000 Menschen haben bereits eine Petition unterschrieben, dass der Mohr bleiben soll.“⁹ 6.000 Menschen, die bei der nächsten Wahl fernbleiben könnten. Solches Denken wird in Österreich auf Kosten von Minderheiten gemacht, die sich nicht so wehren



können wie riesige Unternehmen mit einer weiten Bandbreite an Abnehmer*innen, die immer wieder traditionelle Werte heraufbeschwören. Das Unternehmen betont bewusst immer wieder, dass ein Logo- oder ein Namenswechsel einen Millionenbetrag kosten würde. Ist Rassismus nicht rassistisch, wenn es um viel Geld geht?

Der Rassismusvorwurf von BIPoC an die Brauerei wurde vom Vertriebsleiter bei *Mohrenbräu* zurückgewiesen: „Dann muss ich ihm die mehr als 50 dunkelhäutigen Vorarlberger gegenüberstellen, die uns Fotos von sich mit dem Bier geschickt haben und geschrieben haben, wir sollen uns bloß nicht unterkriegen lassen.“¹⁰

Ist Rassismus nur dann rassistisch, wenn viele Unterstützer*innen das behaupten? Oder ist Rassismus davon abhängig, wer was sagt und wie viele diese Meinung unterstützen? Kann etwas rassistisch sein, wenn auch manche BIPoC das anders sehen?

Ist denn *Mohrenbräu*-Bier" nun rassistisch?

Der Name *Mohrenbräu* könnte ja noch als Streitfall ausgelegt werden, da ein gewisser Josef Mohr 1784 die Brauerei gründete – jedoch wird dies nicht sachlich neutral von der Geschäftsleitung und Vertriebsleitung argumentiert, sondern es werden unreflektiert Ungenauigkeiten ausgesprochen. Zwingend so heißen müsste das Bier jedoch nicht, denn wenn es im Geschmack brillieren würde wie verheißen, würde es unter jedem Namen funktionieren.

Das Logo des *Mohrenbräu*-Biers ist jedoch ohne Zweifel rassistisch, sicherlich keinem Heiligen nachempfunden und in jeglicher Hinsicht abzulehnen. Eine blamable Frechheit, dass 2022 noch unter so einem Logo produziert werden kann. Auch das abgeänderte Logo verfestigt rassistische Stereotype und erotisiert das ‚Andere‘, das ‚Exotische‘. Kritiker*innen des Umgangs mit so einem Logo wird sofort Betriebsschädigung vorgeworfen

und das Unternehmen nimmt eine eiserne Abwehrhaltung ein. Gleichzeitig tritt die Brauerei angriffig gegenüber Einzelpersonen und Institutionen auf, um ihren sturen und strukturellen Rassismus vor Änderungen zu schützen.

Sind denn die Vorarlberger*innen und Österreicher*innen Rassist*innen?

Anhand dieses Beispiels und anhand des Black-Voices-Volksbegehrens muss attestiert werden, dass Aufklärung und Lernen über Rassismus immer noch nicht ausreichend stattfinden. Wenn Politiker*innen und Menschen mit großer Reichweite und Aufmerksamkeit die Existenz von Rassismus negieren und/oder einfach keinen Kommentar zu solchen und ähnlichen Vorkommnissen abgeben, das Märchen der neutralen Haltung weiterspinnen und nicht offensiv und empowernd anti-rassistisch agieren, kann kein gesellschaftliches Umdenken geschehen. Das (An-)Erkennen von Rassismus muss in der Beschäftigung mit Theorietexten, mit Betroffenen und in reflexiven Gesprächen erlernt werden und dies kann breit gesellschaftlich nicht geschehen, solange sich viele Menschen der rassistischen Realität verschließen und Kritik unter keinen Umständen zulassen und nachvollziehen wollen.

Tobias Thomas March

1 <https://bit.ly/3Tdm6HU>, alle zuletzt abgerufen im Oktober 2022.

2 <https://bit.ly/3eXRFY>.

3 <https://bit.ly/3eXRFY>.

4 <https://bit.ly/3eXRFY>.

5 <https://bit.ly/3TkwUX6>.

6 <https://bit.ly/3gzEmDz>.

7 <https://bit.ly/3TkwUX6>.

8 <https://bit.ly/3CQShNe>.

9 <https://bit.ly/3eXRFY>.

10 <https://bit.ly/3gzEmDz>.

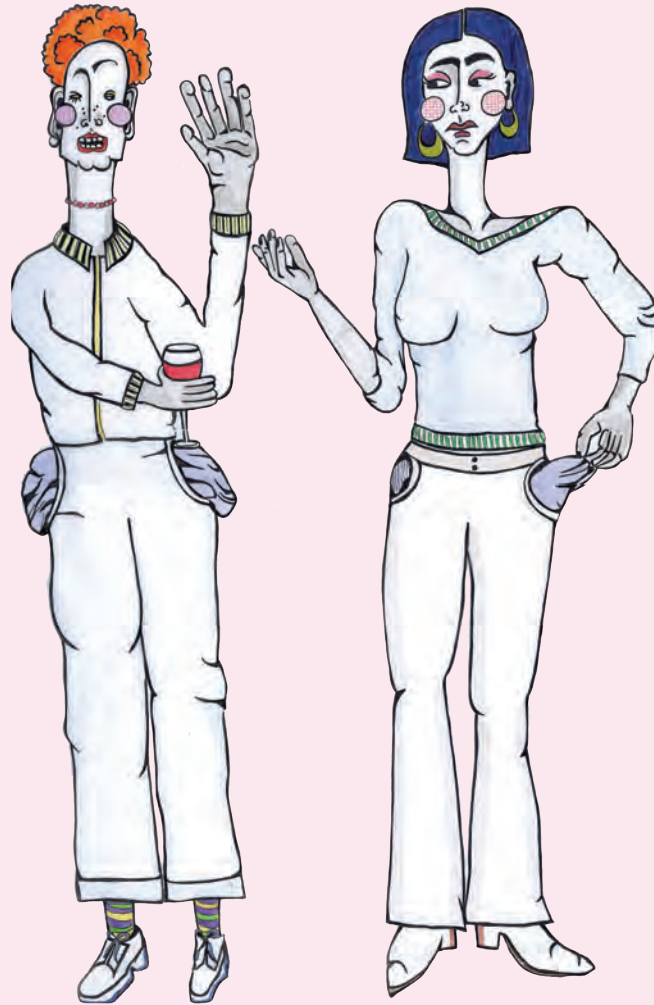
11 Es wird bewusst auf die beleidigende, aber in Vorarlberg (noch) häufig verwendete Bezeichnung „Mohren-Bier“ verzichtet.



BETROFFENHEIT STEHT NICHT NUR FÜR EINEN SAMMELBEGRIFF

Wintersemester. Vorweihnachtszeit. Prüfungen nahen.

Das Arbeitspensum wird wieder in die Höhe geschraubt. Und da ist auch diese andere Seite, heuer. Die, von der wir wenig sprechen, die uns aber alle belastet.



Anika Leodolter

2022. Laut können sie sein, die sozialen Medien. Tonlos laut. Während ich so vor mich hin prokrastiniere, erreicht meine Aufmerksamkeit für diverse Themen, außerhalb der vorgesehenen Programmatik, ungeahnte Ausmaße. Überfliegen, scrollen, kommentieren oder eben nicht. Vieles wird mit Kommentaren überdeckt, versinkt in Oberflächlichkeit der platzierten oder deplatzierten Herzen. Das ist bei Weitem nicht genug Aufmerksamkeit für manches. Nicht genug. Da bewegt sich etwas, zwar nicht in der Gesellschaft, aber in der Kommunikation innerhalb der sozialen Medien. Ausgehend von einer Initiative, die Menschen aus dem Schattendasein der Prekarität herausholen will, um sie sichtbar zu machen. Überall. In den Medien. Im Leben. Hier. Ich habe es gesehen, gelesen. **#IchBinArmutsbetroffen**. Ein Satz.

Im Seminarraum sitzend, hörend, diskutierend, schreibend, nachdenkend. Wirklich nachdenkend? Blicke erzählen nicht alles. Jede*r hier könnte betroffen sein. Jede*r. Motiviert scheinen wir zu sein, das Semester hat gerade erst begonnen. Und doch ist es anders als einige Semester zuvor. Froh sein, in einem beheizten Raum zu sitzen. Dankbar. Und Licht gibt es auch. Die Steckdosen sind nicht verklebt. Es besteht die Möglichkeit, eine zu belegen, die Geräte aufzuladen. Gottseidank. Das Gerätekabel scheint wie die Nabelschnur der verschriftlichten Semester. Das Konvolut einer Studienzeit, alles elektronisch konserviert.

Von Armut spricht niemand. Die Universität ist gleichermaßen materiell wie immateriell beansprucht. Es ist an der Zeit, nicht

mehr daran zu zweifeln, wie hoch die Anzahl der Studierenden ist, die die täglichen Lebenshaltungskosten nicht mehr stemmen können. Unsere Zeit des Studierens dezimiert sich damit um die Zeit des Erhaltens. Die Zeit für die Wissenschaft verrinnt unter den klammen Fingern. Auch wenn die Visualisierung nicht mehr der Darstellung des *Armen Poeten* von Spitzweg gleicht, so ist es eine neue Art der Offensichtlichkeit, die Armut in ihren vielfältigen Facetten beschreiben kann. **#IchBinArmutsbetroffen**

Neben dem Podium stehend, vortragend, mit kultivierter Gelassenheit. In viele Augenpaare blickend. Nichtwissend.

Bling. Neue Nachricht. Zwei Euro Mahnspesen, weil das Buch, statt rechtzeitig auf dem Pult der Bibliotheksrückgabestelle, immer noch in meinem Rucksack liegt. Stirnrunzeln, Ärger, Seufzen. Ich werde versuchen, es beim Einkauf einzusparen. Irgendwie. Und ich denke an die vielen Kolleg*innen, die nichts mehr einsparen können. Rundherum. In jedem Hörsaal, Seminarraum, Lesesaal, im geheizten Stiegenhaus sitzend.

Die Universität ist eine Gemeinschaft des Denkens. Partizipieren wir am Wissen um die sich ausbreitende Armut unter uns. Reden wir davon. Erzählen wir es weiter. **#IchBinArmutsbetroffen**

Und rücken wir zusammen.

Florentin Heim

DIE FÜSSE FRIEREN. DER KOPF BRENNT.

Ein kleines Loslassen der Gefühlslage. Was passiert im Kopf zwischen Pandemie, Krieg und psychischen Krankheiten?

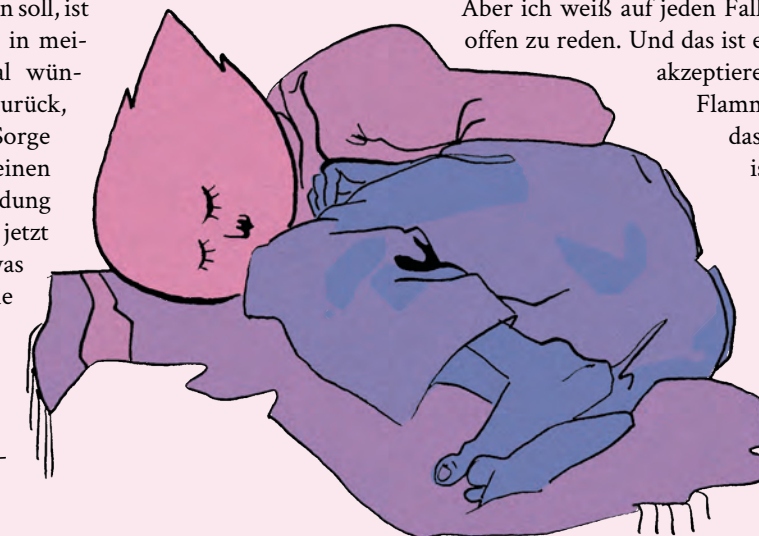
Jedes Jahr werden die Tage wieder kürzer und die Gedanken intensiver. Dazu kommt dieses Gefühl, dass die psychische Gesundheit seit zwei Jahren hintangestellt wird. Die Pandemie verlangt vieles von uns ab und gerade in unserer Psyche hinterlässt sie Spuren. Die WHO verzeichnet nach dem ersten Pandemiejahr bereits einen Anstieg von 25 Prozent von psychischen Erkrankungen gegenüber zum Vorjahr.¹ Hinter diesen Statistiken verbergen sich verdammt viele Menschen und ihre Gedanken. Wir handeln uns von Krise zu Krise, zwischen denen kein Platz für uns selbst ist. Gerade diese Zeit zeigt uns, wie fragil unsere Welt ist und diese Zerbrechlichkeit wird uns Tag für Tag vor Augen gehalten. Unser Kopf steht regelrecht in Flammen, während die Füße kalt vor sämtlichen Energiesparmaßnahmen eingewickelt in dicken Kuschelsocken und Sorgen stecken.

Man sagt, wir wären nur ein kleiner Teil dieser Welt und die meisten unserer Sorgen seien unbedeutend, wenn wir das große Ganze betrachten. Aber dafür, dass ich nur so klein sein soll, ist da ganz schön viel los in meinem Kopf. Manchmal wünsche ich mir die Zeit zurück, in der meine größte Sorge war, dass ich mit meinen Schwestern über Kleidung gestritten habe. Denn jetzt Sorge ich mich um etwas viel Größeres: meine Zukunft. Und wie soll ich mich für eine Zukunft entscheiden, die zwischen Erderwärmung und Atomkriegen brennt?

Zu all den Gedanken, die psychische Krankheiten weiter vorantreiben, kommen die Einschränkungen, denen wir uns ausgesetzt sehen. Während für viele die Sommer einfacher zu überstehen sind, stehen wir im Winter jeweils vor großen Herausforderungen: Winterdepressionen verbunden mit Zukunftsängsten und Einschränkungen im Alltag. Bei einer psychischen Erkrankung, bei der Routinen und feste Termine durch den Alltag helfen, ist die Aussicht auf Online-Vorlesungen aufgrund von Energiesparmaßnahmen und Kontaktbeschränkungen nicht die Beste. Und als wäre das nicht genug, schlummert da noch das schlechte Gewissen. Ich bin in meinem zwar nicht warmen, aber dafür sicheren Zuhause, also wieso kann es mir nicht einfach gut gehen? Weil es so nicht funktioniert. Es spielen viele Faktoren für das seelische Wohlbefinden eine Rolle. Und niemand sollte seine Probleme ignorieren, weil es Menschen gibt, denen es schlechter geht.

Wie wir es durch den Winter schaffen? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß auf jeden Fall, dass es verdammt guttut, darüber offen zu reden. Und das ist es, was wir tun sollten. Wir müssen akzeptieren, dass unser Kopf manchmal in Flammen steht, und herausfinden, wie wir das Feuer wieder löschen können. Es ist absolut okay, sich dabei selbst an erster Stelle zu positionieren. Mentale Gesundheit braucht Platz und Zeit und die sollten wir auch dafür einfordern. Wir brauchen offene Konversationen, mehr Therapieplätze und weniger Stigmatisierung. **#mentalhealthmatters** und ihr tut es auch.

Antonia Fechner



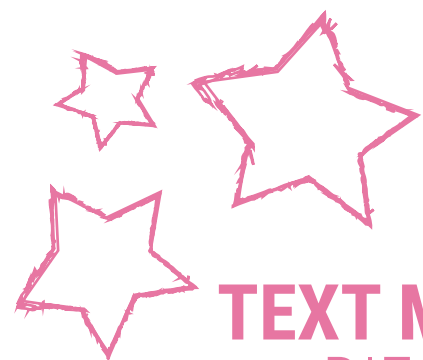
Anna Lumaca

¹ Tagesschau: Mehr psychische Krankheiten durch Corona, tagesschau.de, URL: bit.ly/3WsUyXS Zugriff: 21.10.2022.





Kultur



TEXT ME WHEN YOU GET HOME DIE POLITISCHE DIMENSION EINES SPAZIERGANGS

Gender beeinflusst, wie viel der Stadt uns gehört.

Ein Freund und ich haben unabhängig voneinander beide einige Zeit in Brüssel gewohnt. Vor ein paar Wochen fertigten wir subjektive Karten der Stadt an. Wir haben alle Orte eingezeichnet, die Teil unseres Alltags waren, sowie alle Lokale, Cafés und Parks, in denen wir uns regelmäßig aufhielten. Seine Karte erstreckte sich gleichmäßig über die ganze Stadt, während meine Zeichnung riesige leere Flächen aufwies. Im Gespräch wurde uns klar, dass das weniger mit unseren unterschiedlichen Lebensweisen zu tun hatte als mit der Unsicherheit, die ich an manchen Orten verspüre. Wie die meisten Frauen habe ich einen inneren Stadtplan mit Orten, die ich möglichst zu meiden versuche.

„Flanieren heißt, sich um nichts zu kümmern. Wer sich erlauben kann zu flanieren, kann sich erlauben sorglos zu sein“,¹ schreibt Anke Stelling in *Flexen. Flâneusen* schreiben Städte*. Die Autorin meint damit das unabhängige und ungestörte Spazierengehen im urbanen Raum. Dieses Privileg der Flâneuserie scheint mir auch heute noch verweigert zu werden, denn auf jedem Weg in der Stadt, den ich allein als Frau gehe, laufe ich Gefahr, mit Kommentaren und Belästigungen konfrontiert zu werden. Das führt dazu, dass ich zweimal überlege, wo ich zu welcher Tageszeit langehe und was ich anziehe. So schreibt auch Mirjam Aggeler: „Heute lieber Hose. Und Pullover. Kapuze auf, die Treppe hinunter. Heute lieber unsichtbar. Heute lieber keine Blicke.“² In dem Buch *Flexen. Flâneusen* schreiben Städte* beschreiben 30 FLINTA*, BiPoc und Queer-Personen ihre Erfahrungen beim Flanieren. In den unterschiedlichsten Städten bewegen sich die Autor_innen und zeigen, wie Gender die Erfahrungen, die im öffentlichen urbanen Raum gemacht werden, beeinflusst.

Aus feministischer Sicht ist klar, dass Frauen und andere benachteiligte Gruppen den öffentlichen Raum abhängig von ihrer Position in der Gesellschaft wahrnehmen. Ihre soziale Stellung beeinflusst dabei maßgeblich, wie sie von anderen behandelt werden, und somit auch die Frage, wie viel Platz eingenommen wird. Welche Gefühle im öffentlichen Raum aufkommen und wie Orte

empfunden werden, ist politisch.³ Auch die bauliche Gestaltung der Städte und Räume spiegelt soziale Machtgefüge wider. Patriarchale, rassistische und klassistische Strukturen sind im öffentlichen Raum erkennbar. Offensichtlich ist dies bei der Benennung von Plätzen und Straßen.⁴ Oder auch in banalen Dingen wie der Gestaltung von öffentlichen Toiletten. Beispielsweise gibt es in den meisten Städten im Verhältnis immer noch viel weniger öffentliche WCs für Frauen als für Männer.⁵ Am Ende bestimmen vor allem soziale und kulturelle Praktiken, wer wie an welchem Ort partizipieren darf.

Die feministische kritische Geografie hat lange vor allem daran geforscht, wie der öffentliche Raum für Frauen zugänglicher und sicherer werden kann. Ideen wie Frauenparkplätze, Nachttaxis und ausgebauter Straßenbeleuchtung wurden diskutiert und umgesetzt.⁶ Teil des Diskurses ist die Erzählung, manche Orte seien für Frauen besonders gefährlich oder zu bestimmten Uhrzeiten gefährlich. Die Untersuchung der Angst von Frauen war also lange ein großes Thema in der Wissenschaft und das Angstgefühl wurde so spezifisch weiblich aufgeladen. Außer Acht gelassen wurde häufig, wodurch die Angst wirklich ausgelöst wird. Als grundlegend angesehen wurde der Gedanke, räumliche Gegebenheiten begünstigten, hemmten oder verhinderten Gewalt, die sich gegen Frauen richtet.⁷ Die Wissenschaftlerin Leslie Kern und andere feministische Geograf_innen betonen jedoch mehr und mehr, dass bauliche Änderungen die geschlechtsspezifische Angst nicht beenden können. Die Räume selbst sind nämlich nicht der Grund dafür, dass Angst entsteht. Es kann noch so viele Straßenlaternen geben, die Unsicherheit geht weiter, solange Frauen fürchten müssen, belästigt zu werden. Die Angst kann nicht mit Design und architektonischen Maßnahmen allein beendet werden. Die Unsicherheit entsteht vielmehr durch einen gesellschaftlichen Diskurs, in dem sich immer noch die Idee hält, Frauen gehörten in den Privatbereich.⁸ Dies ist gerade in Anbetracht der Tatsache relevant, dass der öffentliche urbane Raum als Ort der politischen

Partizipation, gesellschaftlichen Gestaltung und Austragung der Diskurse verstanden werden kann. Stadtpläne sind politisch interpretierbar, große Plätze haben politische Bedeutung. Vor allem für demokratische Bestrebungen waren und sind öffentliche Plätze in der Vergangenheit und Gegenwart wichtig.⁹ Eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum kann also als eine Einschränkung der politischen Teilhabe verstanden werden.

Die Angst, die auch durch Belästigungen hervorgebracht wird, gehe ich als Frau allein durch die Stadt, ist also hochpolitisch. Das Gehen im urbanen Raum bekommt eine politische Dimension, die deutlich macht, wie Machtstrukturen bestimmten Gruppen den Alltag erschweren. Weitergedacht kann das Gehen als eine temporäre Aneignung des Raums und dabei als selbstbestimmte Handlung verstanden werden.¹⁰ Als politische Praxis wird es vor allem verstanden, wenn kollektiv gegangen wird. Durch das gemeinsame Gehen kommt es zu einer Sichtbarkeit im urbanen Raum; dies ist nicht nur im Kontext einer Demonstration relevant, sondern auch im Sinne einer unmittelbaren gemeinschaftlichen Nutzung und gemeinsamen Aneignung von öffentlichen Räumen.¹¹

Doch auch das Allein-Spaziergehen ist politische Praxis. Lange Zeit war das Spazieren und Flanieren vor allem reichen Cis-Männern vorbehalten. In der Kunst und Literatur entstand im 19. Jahrhundert die Figur des ‚Flâneurs‘. Die wichtigsten Charakteristika dieser Figur sind die Anonymität, mit der sich durch die Stadt bewegt wird, und die Freiheit, jeden Weg wählen zu können und sich in allen Bereichen der Stadt zu bewegen. Ziel ist dabei, Inspiration für künstlerisches Schaffen zu finden. Dieses Flanieren ist nur möglich, wenn sowohl ökonomisch als auch gesellschaftlich die Kapazitäten vorhanden sind. Eine weiblich gelesene ‚Flâneuse‘ war lange Zeit kaum denkbar. Die ‚Flâneuse‘ geriet stets in Gefahr, für eine Prostituierte gehalten zu werden, denn im 19. Jahrhundert als bürgerliche Frau allein spazieren zu gehen, war gesellschaftlich verrufen.¹² Sexuelle Belästigung kann schon für die damalige Zeit als ein Weg verstanden werden, Frauen darauf hinzuweisen, dass das unabhängige Spazieren in der Stadt nicht für sie vorgesehen ist.

Nachdem wir abends lange unterwegs waren, bitten meine Freundinnen und ich uns gegenseitig, Bescheid zu geben, wenn wir gut zuhause angekommen sind. Das fühlt sich notwendig an, um unsere Unsicherheit zu beruhigen. Gehe ich nachts allein durch die Stadt, habe ich manchmal das Gefühl, ich wäre ein Fremdkörper in einer Welt, die Männern gehört. Der Gedanke an eine Frau, allein in einer dunklen Straße, löst in mir Beunruhigung aus. Dabei sollte es unser gutes Recht sein, ohne Angst zu jeder Uhrzeit um die Häuser zu ziehen. Ich möchte, dass sie endlich auch uns gehören, die Nacht und die Stadt.

Carlotta Partzsch

10 Rohde, Katharina, und Kathrin Wildner. „Urban Citizen Walkers: Methodologische Reflexionen zum kollaborativen Gehen in der Stadt“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, Bd. 8, Nr. 3, Dezember 2020, S. 241–56.
11 Ebd.
12 Richards, Helen. „Sex and the City: A Visible Flâneuse for the Postmodern Era?“ In: *Continuum*, Bd. 17, Nr. 2, Juni 2003, S. 147–57.

1 Dündar, Özlem Özgül u. a. (Hg.). *Flexen: Flâneusen* schreiben Städte*. Zweite Auflage, Verbrecher Verlag, 2020, S. 57.

2 Ebd., S. 47.

3 Kern, Leslie. *Feminist City: Claiming Space in a Man-Made World*. Verso, 2021.

4 Stachel, Peter. „Stadtpläne als politische Zeichensysteme. Symbolische Einschreibungen in den öffentlichen Raum“. In: Jaworski, Rudolf und Stachel, Peter (Hg.), *Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich*, Frank & Timme, 2007, S. 13–60.

5 Kern 2021.

6 Ruhne, Renate. *Raum Macht Geschlecht: zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*. Leske und Budrich, 2003.

7 Kutschinske, K., und Meier, V. „... sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen ...: Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion“. In: *Geographica Helvetica*, Bd. 55, Nr. 2, Juni 2000, S. 138–45.

8 Kern 2021.

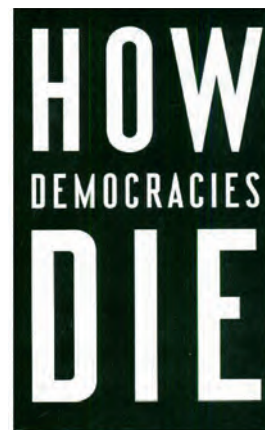
9 Stachel, 2007.



Anika Leodolter



HOW DEMOCRACIES DIE WAS WIR JETZT VON LEVITSKY UND ZIBLATT LERNEN KÖNNEN



In der Zeit von Donald Trumps Präsidentschaft wurde dieses Buch von Steven Levitsky und Daniel Ziblatt veröffentlicht. Doch auch vier Jahre später bietet es höchst aktuell Einsichten zu Demokratie, Autokratie und Autokrat_innen.

2018, wir befinden uns in den USA. Vor zwei Jahren wurde Donald Trump, ein Mann mit keiner vorherigen politischen Laufbahn und allem Anschein nach wenig Respekt vor demokratischen Prinzipien, zum Präsidenten gewählt. Ein besorgniserregendes Ereignis für die beiden US-amerikanischen Politikwissenschaftler und Harvard-Professoren Steven Levitsky und Daniel Ziblatt: Die beiden interessiert die Frage, wie demokratisch gewählte Staatsoberhäupter fast schon still und heimlich, aber im Endeffekt doch offensichtlich zu autokratischen Herrscher_innen werden.

Qualifiziert für die Beantwortung dieser Frage sind die Autoren auf jeden Fall. Ihre gemeinsamen Forschungsschwerpunkte liegen nämlich in der vergleichenden Politikwissenschaft, mit besonderem Fokus auf Demokratie, Demokratisierung und Autoritarismus. Ziblatt ist außerdem auf die politische Geschichte Westeuropas spezialisiert, Levitsky auf das politische Geschehen in Lateinamerika. Gute Voraussetzungen also, um ein Buch über genau diese Themen zu schreiben, und nicht umsonst: 2019 wurde *How Democracies Die* mit dem *Goldsmiths Book Prize* ausgezeichnet und für den *Lionel Gelber Prize* nominiert.

Die Zeit des Militärputsches ist vorbei

Die Vorstellung, dass Autokrat_innen auf spektakuläre Art und Weise mit militärischer Gewalt und blutigen Aufständen die Macht ergreifen, entspricht seit längerem nicht mehr der Realität. Natürlich gibt es diese gewaltsame Art von Putsch immer noch hier und da, aber mehrheitlich läuft die Machtübernahme nun anders ab. Der neue Trend: Die Instrumente der Demokratie dazu verwenden, sie von innen heraus zu zersetzen. Oft durch demokratische Wahlen ins Amt gekommen oder strategisch zur Besänftigung von Unruhen eingesetzt, spielen diese Politiker_innen zunächst entsprechend den Spielregeln im politischen Geschehen mit. Doch früher oder später beginnen sie – subtil oder nicht ganz so subtil –, diese zu missachten.

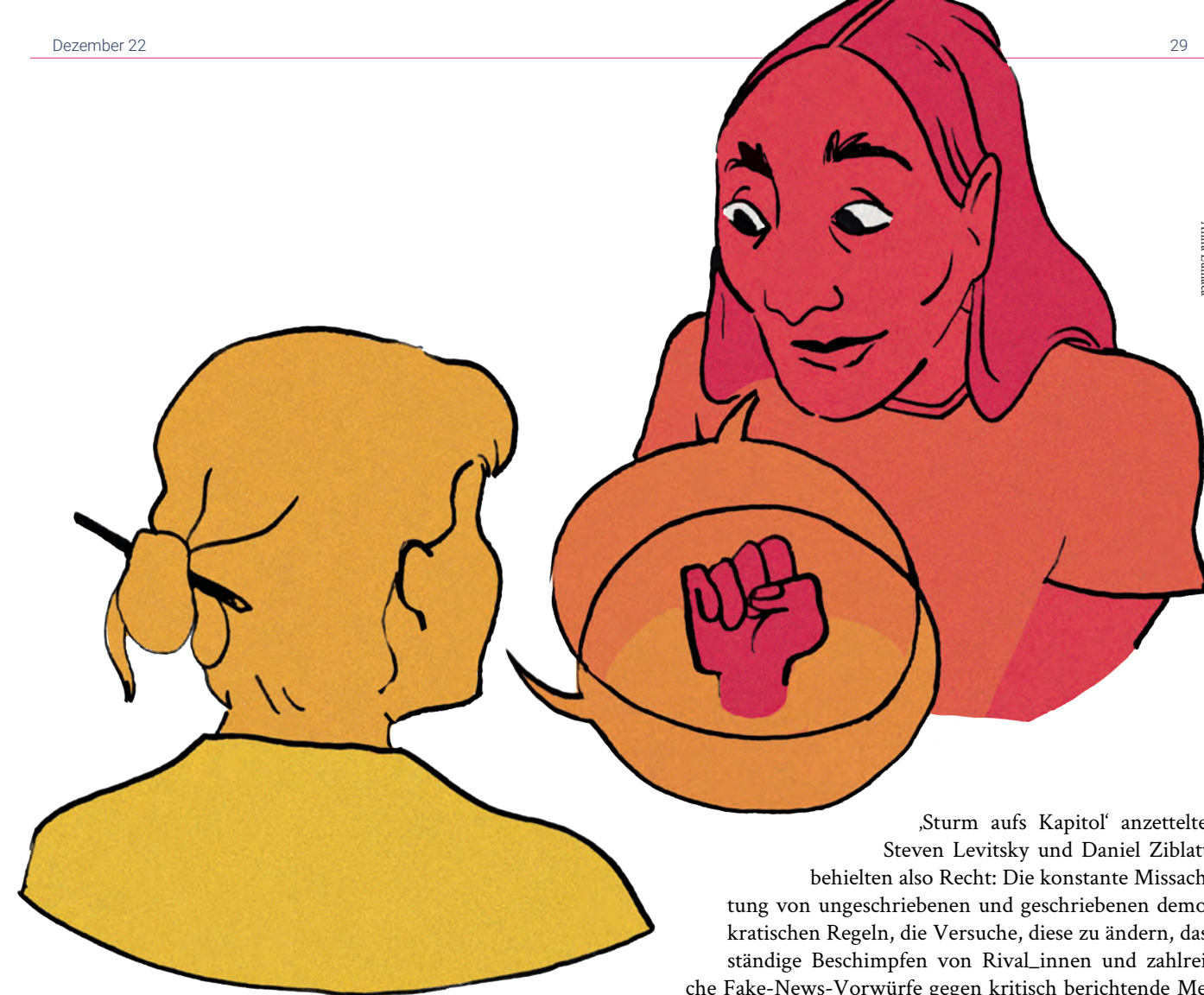
Die Opposition als Feind

Einer der wichtigsten Aspekte der Demokratie ist der gegenseitige Respekt trotz politischer Rivalität. Doch was passiert, wenn dieser nicht vorhanden ist? Wenn Vertreter_innen, mit denen man zum Wohle des Staates zusammenarbeiten sollte, als Feinde betrachtet und dementsprechend behandelt werden? Eine ähnliche Polarisierung wie jene, die schon im Europa der 1930er Jahre zum Problem wurde, lässt sich tatsächlich schon seit 1978 in den USA beobachten, als der Republikaner Newt Gingrich forderte, härter mit der Opposition umzugehen. Man kämpfe einen Krieg, in dem es darum gehe, die Mehrheit zu erzielen. Das sei die Hauptaufgabe von Politiker_innen – nicht dem Volk zu dienen, sondern politische Gegner_innen zu besiegen.

Darauf liegt nämlich der eigentliche Fokus des Buchs: Wie konnte sich das politische Klima in den USA so weit entwickeln, dass jemand wie Donald Trump an die Macht kommt, dass der Präsident politische Normen biegen und brechen kann, wo er möchte, ohne dass es in diesem Moment schwerwiegende Konsequenzen gibt? Die Worte, mit denen Newt Gingrich im Jahr 1978 Mitglieder der Demokraten beschrieb, waren der Wortwahl von Donald Trump gerade auf *Twitter* nicht unähnlich. Er verglich sie mit Mussolini, beschuldigte sie, ihr Land zu verraten, und stellte deren Patriotismus infrage. Damit legte er den Grundstein für den Umgangston, der sich mittlerweile etabliert hat.

Fake News

Ein Begriff, der wahrscheinlich noch lange nach Trumps Präsidentschaft präsent sein wird, ist ‚Fake News‘. Selten ging ein US-amerikanischer Präsident der letzten Jahre so hartnäckig und fast schon kindisch gegen jegliche Kritik an ihm vor. ‚Die Medien‘ wurden zum ‚Feind des amerikanischen Volkes‘ erklärt, und zwar aus einem simplen Grund: Sie hatten es gewagt, auch kritisch über Donald Trump zu berichten. Solch ein offener Kampf mit dem Journalismus, und Versuche, diesen zu zensieren oder zu kaufen, sind typisch für autoritäre Systeme.



Anna Lunaca

‚Sturm aufs Kapitol‘ anzettelte. Steven Levitsky und Daniel Ziblatt behielten also Recht: Die konstante Missachtung von ungeschriebenen und geschriebenen demokratischen Regeln, die Versuche, diese zu ändern, das ständige Beschimpfen von Rival_innen und zahlreiche Fake-News-Vorwürfe gegen kritisch berichtende Medien und Journalist_innen führten immer weiter zur Erosion der demokratischen Prinzipien der USA.

Neue Schiedsrichter, neue Spielregeln

Trump's Versuche, FBI und CIA auf seine Seite zu bringen, begannen bald nach seiner Amtseinführung und führten schließlich zur Entlassung des damaligen FBI-Direktors James Comey. Der Präsident erwartete Loyalität von den US-amerikanischen Geheimdiensten, und Ermittlungen gegen ihn oder sein Umfeld entsprachen eben nicht dieser Vorstellung. Ähnliche Schicksale und/oder Schmutzkampagnen erfuhren etwa der Antikorruptions-Rechtsanwalt Preet Bharara, der Generalstaatsanwalt Jeff Sessions und dessen Nachfolger in der Ermittlung zu russischer Wahlbeeinflussung, Robert Mueller, um einige, aber längst nicht alle Namen zu nennen. Auch Gesetzesänderungen zu Trumps Gunsten und Bemühungen, Minderheiten das Wählen zu erschweren, erfolgten während seiner Amtszeit – typisch autoritär, wie die Autoren festhalten.

Ein Blick in die Zukunft

Zum Zeitpunkt des Verfassens des Buchs beschrieben die Autoren den damaligen Präsidenten als ‚Demagogen‘, der stark autoritäre Züge zeige. Dabei konnten sie noch gar nicht wissen, was nach den US-Wahlen 2020 und folglich am 6. Januar 2021 passieren würde: Die USA erlebten einen Präsidenten, der es nicht akzeptieren konnte, dass er seine Macht nun an seinen Nachfolger weitergeben musste, und der schließlich sogar einen

Informativ und interessant zugleich

Wer auf lehrreiche Inhalte hofft, aber trotzdem spannend geschriebene Erzählungen schätzt, ist hier richtig. *How Democracies Die* enthält überraschend wenig Fachjargon für ein Buch, das von zwei Harvard-Professoren verfasst wurde. Stattdessen präsentieren sie Aspekte von Demokratie und Autokratie leicht verständlich, schildern Geschehnisse von vergangenen autokratischen Machtübernahmen und gehen vor allem auf zu dem Zeitpunkt jüngste Ereignisse ein: Die Präsidentschaft von Donald Trump. Damit ermöglichen die Autoren ihren Leser_innen ein besseres Verständnis darüber, wie es zu einem Zerfall des demokratischen Systems eines Landes kommen kann und welche Taktiken sich Autokrat_innen oder Möchtegern-Autokrat_innen in der Vergangenheit und auch heutzutage zunutze machen. So legen sie Abläufe, die sonst vielleicht verdeckt bleiben würden, offen und geben ihrer Leser_innenschaft das nötige Wissen, um Autokrat_innen zu enttarnen und sich nicht verführen zu lassen.

Emilia Ladisich



DIE MUSIKINDUSTRIE IN DER KRISE EIN KOMMENTAR ZUR PREKÄREN LAGE DER MUSIKINDUSTRIE

Durch die Corona-Krise haben Musiker*innen und Songwriter*innen in den vergangenen Jahren bereits weniger Einnahmen erzielt, mit den gestiegenen Kosten verschärft sich nun ihre Situation.

Musik wird von vielen als selbstverständlich angesehen, sei es durch Radio, Streaming oder Konzerte. Jedoch gehen mit der Komplexität der Musikindustrie Probleme einher. Jede*r kann Musik machen und durch die digitalen Medien wie *YouTube* und Streaming-Plattformen wie *Spotify* kann auch jede*r diese Musik veröffentlichen. Dahinter steckt eine Industrie, welche selbst von vielen professionellen Musiker*innen nicht vollständig verstanden wird. Um Tantiemen zu bekommen, also für ihre/seine Musik bezahlt zu werden, wird eine Registrierung bei einer Collecting Society (Verwertungsgesellschaft) wie der *Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte* (GEMA) in Deutschland oder der *Autoren, Komponisten und Musikverleger registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung* (AKM) in Österreich benötigt. Dadurch werden bestimmte Metadaten generiert, welche den/die Musiker*in eindeutig bestimmen und somit die Tantieme dieser Person eindeutig zuordnen können. Die Metadaten bezeichnen auch das Lied und die Komposition, wofür es wiederum neben dem Titel des Liedes bestimmte Codes gibt. Diese Codes sind internationale Standards. Das Wissen über sie ist jedoch nicht weit verbreitet, denn diese Standardcodes müssen in den Metadaten nicht verpflichtend angegeben werden. Das bedeutet, dass der Musiker und Songwriter *Prince* ebenfalls unter dem Namen *The Artist formerly known as Prince* in den Metadaten zu finden ist. Diese zwei verschiedenen



Namen müssen in den Datenbanken verknüpft werden, damit die Person hinter diesen Namen eindeutig identifiziert werden kann und die Tantiemen ausgezahlt bekommt. Der Interested Party Information (IPI)-Code soll genau dies tun. Dieser Code wird durch die *Confédération Internationale des Sociétés d'Auteurs et Compositeurs* (CISAC) vergeben, welche der Dachverband der Collecting Societys ist. Jedoch sind nicht alle Collecting Societys Teil dieses CISAC-Verbandes und somit können einige Songwriter*innen keinen IPI-Code bekommen. Dadurch können weitere internationale Standardcodes nicht generiert und registriert werden, und die Metadaten zur eindeutigen Zuordnung der Lieder fehlen. Demzufolge werden diese Songwriter*innen nicht bezahlt. Stattdessen wird das Geld in eine Black Box gepackt, welche am Ende des Jahres nach dem Marktanteil-Prinzip an die Labels und Verlage ausgeschüttet wird. Dadurch bekommen die größten Labels und Verlage den Großteil dieser nicht zugeordneten Tantieme und können Profite einfahren, die ihnen nicht zustehen. Die betroffenen Musiker*innen und Songwriter*innen verlieren ihre rechtmäßigen Einkünfte, welche durch die niedrigen Streaming-Preise ohnehin schon gering sind.¹

Streaming ist die wohl am weitesten verbreitete Art, Musik zu konsumieren. Doch ist sie auch die am wenigsten lukrative für die Musiker*innen. Streaming gehört zu den digitalen Sales und hat genauso wie die physischen Verkäufe von CDs oder Schallplatten in den vergangenen Jahren abgenommen. Streaming-Plattformen wie *Spotify* und *Apple Music* zahlen nur Bruchteile an Cents (etwa 0,03 Cent) pro Stream an die Musiker*innen aus, wenn ihre Musik nicht unter einer ‚Blanket License‘ lizenziert wurde. In dem Fall verdienen die Musiker*innen noch weniger oder auch gar nichts bei einem Stream. Stattdessen wird bei einer ‚Blanket License‘ wieder das Marktanteilsprinzip auf die Ausschüttung angewendet. Folglich ist eine der größten Einkommensquellen für Musiker*innen das Touring, also Konzerte und der damit verbundene Verkauf von Merchandise.² Aus diesem Grund war die Covid-19-Pandemie so verheerend für die Musikindustrie. Von einem Tag auf den anderen verloren Musiker*innen ihre Einkünfte und auch die Verbindung zu ihrem Publikum. Dies hatte obendrein psychische Auswirkungen, welche sich auch im kreativen Prozess des Musikproduzierens niederschlugen. Doch auch die damit verbundene Eventindustrie war betroffen, denn Konzerte mussten abgesagt oder vorerst verschoben werden. Zudem gab es keine Aussicht auf baldiges Wiederaufnehmen ihrer Tätigkeiten. Ein Festival oder eine Tour werden oftmals mindestens ein Jahr im Voraus geplant. Daher konnten Konzerte oder Festivals auch bei geringeren Restriktionen nicht kurzfristig stattfinden oder nachgeholt werden. Zudem werden bei einem Konzert viele Ar-

beitnehmer*innen benötigt, von Ton- und Lichttechniker*innen über Auf- und Abbauer*innen bis hin zu Barangestellten, Kartenkontrolleur*innen und Sicherheitspersonal. Auch sie verloren ihre Beschäftigung. Musiker*innen konnten immerhin auf andere Einkommensquellen hoffen, etwa auf Tantiemeaus (Live-)Streams oder der Synchronisation ihrer Lieder in Filmen, Serien oder Werbespots. Diese sind jedoch um einiges weniger ergiebig als die erwarteten Einkünfte durch Konzerte.³

Nun sind die Beschränkungen für Konzerte größtenteils aufgehoben, jedoch bestehen die Probleme weiter. Durch die Corona-Krise haben viele in der Musikindustrie Beschäftigte sich beruflich neu orientiert, wodurch es weniger qualifizierte Arbeitskräfte gibt. Da diese wenigen Verbliebenen hohe Preise vorgeben können, wird das Veranstalten teurer. Die Arbeit in der Musikindustrie gilt außerdem nicht mehr als lukrativ, weshalb es obendrein an Nachwuchs fehlt. Die Bezahlung von Newcomer*innen, also neuen Bands oder Musiker*innen, war zuvor schon schlecht, seit der Corona-Pandemie werden viele von ihnen gar nicht mehr bezahlt. Die derzeitigen Konzerte bringen zudem nicht unbedingt neue Einnahmen, da es sich um die abgesagten Konzerte aus Zeiten der Pandemie handelt, welche nun nachgeholt werden. Somit sind die Tickets schon verkauft, doch die Preise für die Durchführung sind seitdem gestiegen. Auch durch die Erhöhung der Energiekosten verteuert sich das Abhalten von Konzerten. Dadurch müssen die Ticketpreise angehoben werden, damit die Konzertsäle, die Arbeiter*innen und die Musiker*innen bezahlt werden können. Die steigenden Kosten spürt auch die Gesellschaft. Viele sind nicht bereit, für kulturelle Veranstaltungen höhere Preise zu zahlen. Denn auch die potenziellen Zuschauer*innen müssen sparen. Somit geht es von einer Krise in die nächste, und Musiker*innen haben weiterhin nicht die Möglichkeit, durch Konzerte und Touren ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. Konzerte müssen wegen zu geringer Ticketverkäufe abgesagt werden, weniger bekannte Musiker*innen werden gar nicht erst gebucht. Ihre Situation verschärft sich immer weiter. Zu den bereits bestehenden Problemen kommen die Auswirkungen der Krisen hinzu. Da mit diesen Auswirkungen zu kämpfen ist, rücken ältere Probleme, wie die fehlenden Metadaten, weiter in den Hintergrund.⁴

Musik ist für die Konsument*innen weiterhin verfügbar über Streaming-Plattformen, Radio und andere Medien. Dass viele der Musiker*innen jedoch am Existenzminimum leben und sich oftmals durch Nebenjobs finanzieren müssen, ist vielen Hörer*innen nicht bewusst. Musik hilft uns, über schwere Zeiten hinwegzukommen, doch wer hilft den Musiker*innen?

Maraïke Dühr

¹ Brooke, Tony: Descriptive Metadata in the Music Industry: Why It Is Broken And How to Fix It, Part 1, in: Journal of Digital Media Management 2(3) (2/2014), S. 263–282.

² Delfino, Devon: How musicians really make their money – and it has nothing to do with how many times people listen to their songs, Business Insider, URL: <https://bit.ly/3Tg8SRp> (Zugriff: 20.10.2022).

³ Birkle, Markus: Überlebensstrategien von Musiker*innen während der Pandemie, in: Breyer-Mayländer, Thomas / Zerres, Christopher / Müller, Andrea / Rahnenführer, Kai (Hg.): Die Corona-Transformation. Wiesbaden 2022, S. 327–342.

⁴ Hentschel, Lisa: Veranstalter sagen immer häufiger Konzerte ab, NDR, URL: <https://bit.ly/3gpfoxi> (Zugriff: 20.10.2022).

GESCHICHTE EINER AUFERSTEHUNG

Sie schimmelt. Vergessen unterm billigen Seminarraumtisch, genährt durch die von Schweiß und Stresshormonen angereicherte Seminarraumluft schimmelt sie, meine liegengelassene Brotdose. Tagelang fehlt mir die Zeit, den sich bildenden Schimmelpilz zu entfernen, und als ich eines Tages endlich in den Seminarraum zurückkehre, hat sich bereits eine feine, kaum sichtbare Pelzschicht über den Boden gelegt. Zu klein ist meine Lust, mich mit übelriechenden Substanzen auseinanderzusetzen, und zu groß ist die Versuchung, den langsam heranwachsenden Schimmel sich selbst zu überlassen.

Es wird mit einem milden, fruchtigen Geruch beginnen, ein Geruch, der an stehen gelassene Essensreste vom Vortag erinnert, nicht zwingend unangenehm, vielleicht sogar anregend im Hinblick auf den sonst so nackten und gesichtslosen Bildungsgeruch. Doch bald schon, am siebten Tag der Auferstehung des Schimmelpilzes, wird die fruchtige Frische verfliegen und einem modrigen Muffel Platz machen, der sich langsam, aber hartnäckig erst im Seminarraum und später im gesamten Untergeschoss festsetzen wird. Dann wird der pelzige Pilz bedächtig beginnen, sich aus der Tupperdose zu lösen, sich zu Wandritzen und Fliesenschlitzen vortasten und in ihnen verschwinden. Unbemerkt wird er erst die Seminarraumwände aushöhlen und dann weiter durch Rohre und Abflüsse kriechen, sich beständig vorarbeiten, sich teilen, sich vermehren, eine flauschige Verderbnis verbreiten. Nach zwei oder drei Wochen wird an der Universität ein kollektives Klagelied über Kopfschmerzen ertönen. Zuerst wird die Schuld auf die fehlende Arbeitsmoral der Studierenden geschoben werden – das sind doch alles Hypochonder, wird der Rektor sagen, bis ihn selbst ein stechender Schmerz in den Nacken fahren wird. Es wird über ein Bakterium gemunkelt werden, das übers Grundwasser transportiert wurde und übelriechend und unsichtbar das ganze Gebäude verseucht. Erst nach Monaten wird eine Klempnerin durch Zufall den Ursprung des Gestanks und das katastrophale Ausmaß des Schimmelpilzbefalls entdecken.

Das Atmen wird durch den stechenden Gestank des Schimmels nach und nach beschwerlicher werden. An dem Tag, an dem der Schimmel aus den Wänden hervortritt, wird die Universität eva-

kuiert werden müssen und der Schimmel mit beißender Säure herausgeschrubbt, mit Bleiche übertüncht, mit Stoßgebeten verdammt und mit weißer Farbe verdeckt werden. Doch all die neuen, strahlend weißen Wände werden nicht standhalten. Denn Voraussetzung für die Bildung und Ausbreitung eines Schimmelpilzbefalls ist ein ausreichendes Angebot an Feuchtigkeit und Nährstoffen. Ausreichend zerstreute Studierende, die aufgrund zunehmend stupider Lerninhalte ihre Gehirnkapazitäten rapide abbauen, werden immer und immer wieder ihre Tupperdosen stehen lassen, werden mit ihrem Schweiß und ihren Tränen für Feuchtigkeit sorgen und mit ihren Stress- und Angsthormonen den Schimmelpilz nähren. So wird es weitergehen, wöchentlich eine Zwangsevakuiierung, wöchentlich Säure, Bleiche und Gebete. Im Fernsehen werden dümmlich dreinschauende, sich den Kopf kratzende Universitätsvorsitzende ausgestrahlt, die beteuern werden, dass sie das alles nicht verstehen und dass es sich wohl um ein mutwilliges Attentat auf das Bildungsbürgertum handelt. Sie werden die letzten sein, die die Ernsthaftigkeit der Lage erkennen – in ihren Augen handelt es sich lediglich um eine nebensächliche Unannehmlichkeit. Sie werden sich nicht mit den Demonstrationen solidarisieren, die eine Erneuerung der Universitäten fordern, sie werden keine Schritte einleiten, um für die Sicherheit der Studierenden zu sorgen, sie werden bis zum Ende in ihren schimmelfreien Büros sitzen, ihr Gehalt ausgezahlt bekommen und sich über die zunehmende Radikalisierung der Proteste wundern.

Der Schimmelpilz ist sanft, aber heimtückisch: Das weiche, organische Wesen ist wandelbar in der Form, schimmert vielseitig in Frühlings- und Herbstfarben und haftet doch wie eine Klette an stehengelassenen und übersehenen Dingen. Ein Geschwür ist er, ein Fäulnis produzierender Organismus, ein hartnäckiges Wesen mit einem instinktiven Gespür für das Verdorbene, Abgestandene und Tote. Niemand wird die wahre Ursache des Schimmelpilzbefalls erkennen. Niemand wird verstehen, dass der Ursprung nicht außerhalb zu finden ist, sondern in der Universität selbst liegt, dass die Universität beständig selbst den Schimmel produziert. Niemand wird ahnen, dass das Problem nicht mit Säure, Bleiche und Gebeten gelöst werden kann.



Niemand wird voraussehen, dass sich der Schimmel von der Universität auf Arbeitsplätze, von Arbeitsplätzen auf Familien, von Familien auf die nächste Generation übertragen wird. Wir werden uns der ernsthaften Frage einer Bildungsrevolution widmen müssen, gemeinsam mit den größten Denker*innen unseres Zeitalters, wenn wir die langsame Zerstörung unseres Gesellschaftsapparates durch den Schimmelbefall abwenden wollen. Wir können nicht weiter Schweiß, Tränen, Stress und Angst ausstoßen, wenn wir über den Schimmel siegen wollen. Wir werden die Universität niederbrennen und neu errichten müssen. Und nicht nur die Universität – wir werden schimmelfeindliche Städte bauen müssen. Dort, in den neuen Städten, wird regelmäßig gelüftet werden. Dort wird nicht das Prinzip der Konkurrenz, der Beschränkung und der Bewertung herrschen. Die Universität wird

ein Ort ohne stickige Räume sein, ein Ort, an dem die Gedanken nicht hinter geschlossenen Türen verstauben, und der Schimmel wird nirgends anhaften können, da sich die Lehre mitsamt ihren Institutionen ständig wandeln, erneuern und verändern wird.

Bis es soweit ist, müssen wir hartnäckig sein und alle Bildungseinrichtungen, wann immer es uns möglich ist, mit schimmelbildenden Substanzen manipulieren. Wir müssen, solange wir studieren und solange unsere Kinder und Kindeskin- der studieren werden, immer in der Hoffnung leben, den Niedergang der Universitäten herbeizuführen.

Wenn der Schimmel über uns kommt, werde ich die volle Verantwortung für den Beginn einer neuen Bildungsära übernehmen. Ich bin davon überzeugt, dass aus meiner Brotdose dieses ungeheure Zellmonster entstehen wird und alle bestehenden Strukturen ausgehöhlt und zerfressen werden. Doch ich werde der Universität nicht nachtrauern. Ich werde nicht die stickigen Seminarräume und orientierungslos verängstigten Menschen vermissen, ich werde nicht weinen um den Verlust meines mühsam erarbeiteten Titels. Ich werde nicht bereuen, was ich getan habe, sondern der Revolution freudig entgegenblicken.

Leonie Pürmayr





Trudi



Wiener
Wohnen



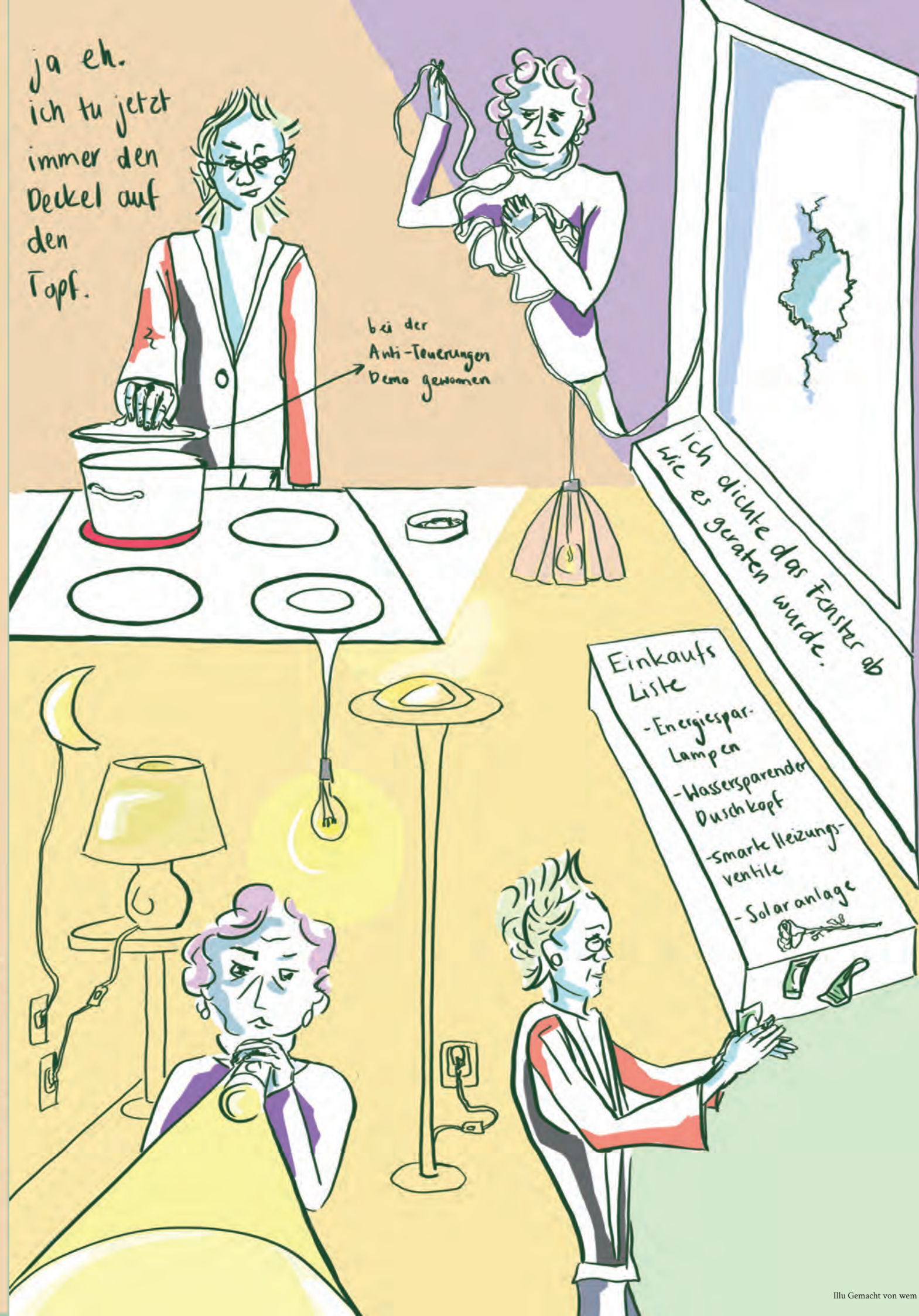
Annelise

Trudi hast du schon von
den Energiespartipps der
Regierung gehört?

Ich für meinen Teil
versuche jeden Tag
Strom und Gas
zu sparen.



Indem ich langsamer Auto fahre,
ääh Rollator

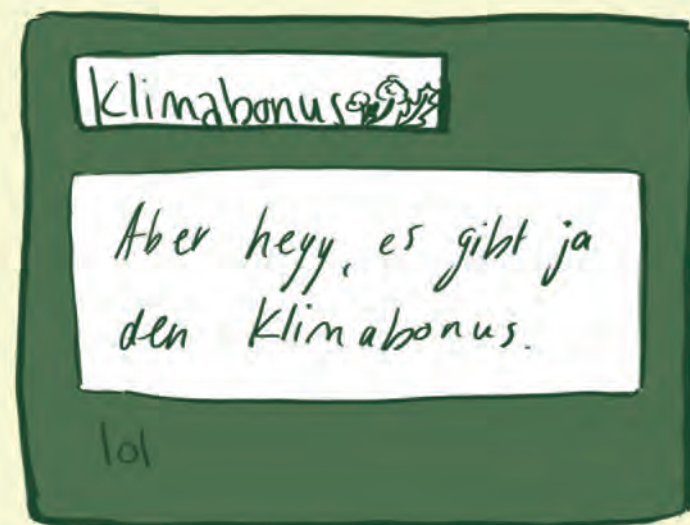


Die sind doch
deppert.

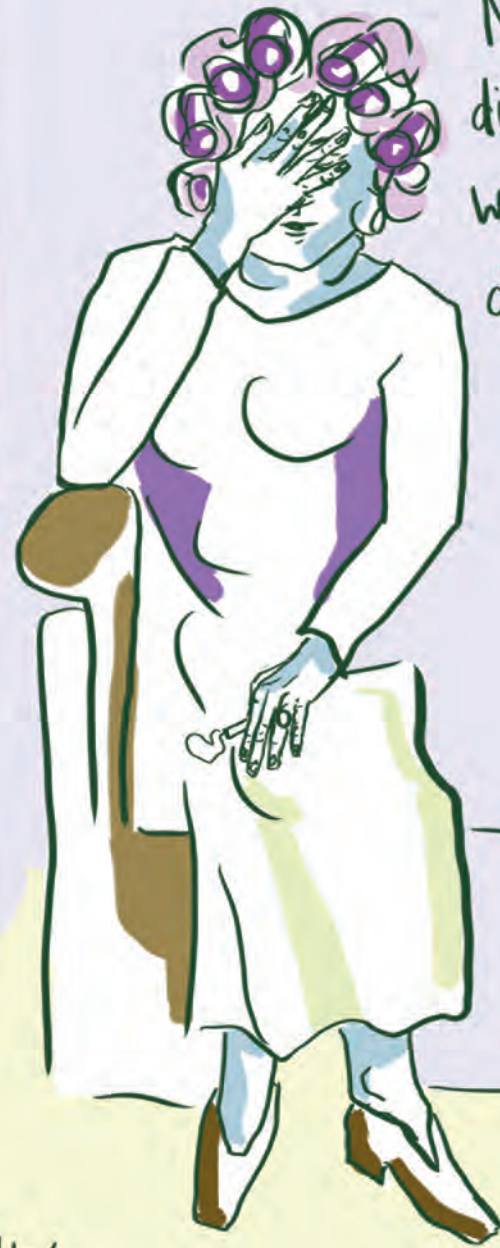


Haushalte sollen 11-1.
sparen damit Unternehmen weiter
Profite machen.

Wir müssen frieren, weil
wir uns leben nicht
mehr leisten können.



Nah,
die denken
wir sind
deppert.



Ach das bissi
Spielgeld ist doch
bald weg



(nur für österreichische
Ärsche)



Damit wisch ich mir den
Arsch ab, ich hab kein
Geld für Klopapier.

gehma uns
vernetzen Annelise,
Sonst sterben wir im Kapitalismus.



AUSBLICK

Liebe Leser:innen!

Wir hoffen, diese Ausgabe regt zum kritischen Denken und Handeln an. Wenn auch du Lust hast, einen Text zu schreiben oder Fotos und Illustrationen beizusteuern, melde dich unter zeitgenossin@oeh.univie.ac.at mit deiner Idee.

Die nächste Ausgabe wird im Februar erscheinen. Der Call for Papers für diese Ausgabe wird Ende Dezember veröffentlicht. Weitere Informationen zum Schwerpunktthema findest du in Kürze auf unserer Website und auf Social Media.

Solidarische Grüße
zeitgenossin

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN
Hochschüler_innenschaft an der Universität Wien
Unicampus AAKH, Hof 1, Spitalgasse 2-4, 1090 Wien;
Tel. 0043 (0)1 4277 19501

REDAKTION
A. L. Charlotte Bomert, Nadja Etinski, Mara Mittermayr, Paulina Neyer,
Noah Schermann, Leonie Pürmayr

AUTOR_INNEN DIESER AUSGABE
Maraike Dühr, Nadja Etinski, Antonia Fechner, Florentin Heim, Emilia Ladisich, Tobias March, Johannes Mayer, Carlotta Partzsch, Leonie Pürmayr, Bruno Sanzenbacher, Kseniya Schneider, Berfin Şilen

SATZ & LAYOUT
Rosa Spitzer

LEKTORAT
Karin Lederer, Birgitt Wagner

Cover
Anika Leodolter

ILLUSTRATIONEN
Anika Leodolter, Anna Lumaca

COMIC
Alina Köpper

FOTOS
Lukas Pürmayr
lukaspuermayr.com

ANZEIGEN
Wirtschaftsreferat ÖH Uni Wien
inserate@oeh.univie.ac.at

DRUCK
Wilhelm Bzoch GmbH, Wienerstraße 20, 2104 Spillern

ERSCHEINUNGSDATUM
Dezember 2022



PROSA braucht ehrenamtliche Unterstützung!

PROSA – Projekt Schule für Alle ist ein Projekt des Vereins Vielmehr für Alle! Verein für Bildung, Wohnen und Teilhabe und schon 10 Jahre lang macht PROSA Schule. Aber nicht irgendeine Schule. PROSA ist eine Schule für diejenigen, die in Österreich keinen oder nur sehr erschwerten Zugang zu Bildung haben. PROSA will, dass das Menschenrecht auf Bildung in Österreich keine Utopie bleibt. Denn: Auch in Österreich können nicht alle Menschen, die das wollen, zur Schule gehen.

PROSA funktioniert, weil Menschen gut finden was PROSA tut und ihre Zeit spenden.

Bei PROSA engagieren sich über 100 Menschen ehrenamtlich und du kannst das auch tun! Aktuell sucht PROSA Trainer:innen, Teamtecher:innen und Lernbuddys. Wenn du Interesse daran hast, ein Teil von PROSA zu werden, melde dich unter kontakt@vielmehr.at.

www.prosa-schule.org
insta: [prosa.projekt.schule.fuer.alle](https://www.instagram.com/prosa.projekt.schule.fuer.alle)
<https://www.facebook.com/ProsaProjektSchuleFurAlle>
<https://buddy.vielmehr.at>

mit
Online-
Shop

ChickLit
feministische Unterhaltung

Buchhandlung und Online-Shop
Kleeblattgasse 7 - 1010 Wien
www.chicklit.at
E-Mail-Bestellung
buchhandlung@chicklit.at

VinziRast Christbaumverkauf 2022

Duftende Christbäume aus ökologischer Zucht von der Guts- & Forstverwaltung Fridau-Tacoli. Die Hälfte der Einnahmen kommt der VinziRast zugute!

10. bis 23. Dezember 2022
Mo-Fr: 14 bis 18 Uhr
Sa-So: 10 bis 18 Uhr

Im Innenhof von VinziRast-mittendrin
Lackierergasse 10, 1090 Wien



www.vinzirast.at

VinziRast
Platz für Menschlichkeit

FREITAGMORGEN MIT ANDERERSEITS



WWW.ANDERERSEITS.ORG/NEWSLETTER

DER NEWSLETTER FÜR ALLE, DIE
BEHINDERUNG BESSER VERSTEHEN WOLLEN

EIN ANGEBOT DER REDAKTION

andererseits

**Arbeit
ohne Papiere,
aber nicht
ohne Rechte!**

Kostenlose,
anonyme,
mehrsprachige
Beratung

Du bist Student*in **aus einem Nicht-EU-Land**? Du arbeitest **ohne Papiere** (Arbeits-erlaubnis)? Du musst **mehr arbeiten als ausgemacht**? Du hast **zu wenig oder keinen Lohn** erhalten? Du bist krank, hast aber **keine Versicherung**?

Komm zu uns! Die UNDOK-Anlaufstelle informiert und berät dich – anonym, kostenlos und in verschiedenen Sprachen.

Beratung: Montag 9.00–12.00,
Mittwoch 15.00–18.00 und nach Vereinbarung

www.undok.at

+43 (0)1 534 44-39040

✉ office@undok.at

f [undok.at](https://www.facebook.com/undok.at)

🐦 [undok_at](https://twitter.com/undok_at)



Anlaufstelle zur
gewerkschaftlichen
Unterstützung
UNDOKumentiert
Arbeitender

Dieses Exemplar geht an:

Ihre Sachspende ist wertvoll

Danke für Ihre Unterstützung!

Wintermantel, Pullover oder Rucksack: Ihre Sachspende kann die Situation für Frauen ohne Zuhause sehr verbessern. Die Sachspenden werden als Notfallpakete im Tageszentrum Obdach Ester ausgegeben – einem sicheren Ort, an dem wohnungslose Frauen 365 Tage im Jahr die Möglichkeit zum Ausruhen, Duschen, Essen und Wäsche waschen finden.

Welche Kleidung, Hygieneartikel oder haltbare Lebensmittel gerade besonders gebraucht werden, steht auf der Obdach Wien Spendenseite:

www.obdach.wien/sachspenden



Für die
Stadt Wien

**Kältetelefon
01-480 45 53
0-24 Uhr**



Du willst einen
Schlafsack und
warme Mahlzeiten
schenken? **Hier
kannst du helfen:**



Wusstest du, dass

... der Gender Pay Gap im Literaturbetrieb 25% beträgt?

... 75% der Rezensionen von Kritikern die Bücher von
Autoren behandeln?

... im Schulunterricht zu 88% alte weiße Männer gelesen
werden?

Als IG Feministische Autorinnen setzen wir uns für eine
feministische Agenda im Literaturbetrieb und darüber
hinaus ein. Möchtest du uns dabei unterstützen?

Dann komm zu einem unserer Treffen, unseren
Schreibgruppen für feministische Autorinnen oder
unserem feministischen Lesekreisl!

Besuch uns auf unserer Website <https://www.igfem.at/>

oder schreib uns eine E-Mail an support@igfem.at, um
mehr zu erfahren!